This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

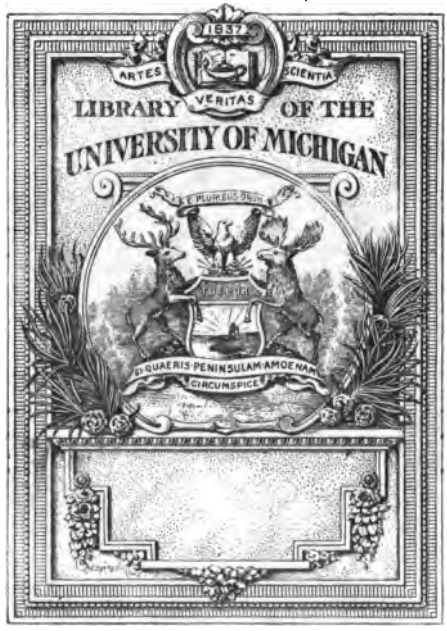
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

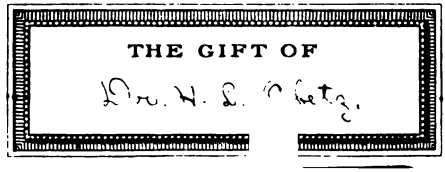
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,396


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF

830.6
B5 8

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Novella & Söhne. Roman von Johannes Emmer (Fortsetzung)	5
Auf schwankendem Boden. Novelle von Friedrich Meister	91
Der römische Rothschild. Ein Bild aus dem Gesellschaftsleben der „ewigen Stadt." Von Max Voß	168
Das Besprechen. Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens. Von A. Berthold	181
Die Unvollkommenheit unserer Sinne. Physiologische Skizze. Von Paul Tunsch	193
Armenpflege und Bettelei. Eine soziale Betrachtung von A. Oskar Klaußmann	207
Die Webe- und Baukunst der Spinnen. Nach den neuesten Beobachtungen geschildert von Professor Dr. W. Heß	216
Historische Grobheiten. Eine Plauderei von Richard March	227
Mannigfaltiges:	
Ein Schiller Nahestehender	238
Brandbriefe	240
Friedrich der Große und die Erben des Prokonsuls Lietzmann	245
Eine wohlthätige Eigenschaft des Wassers	247
Zur Geschichte des „Kölnischen Wassers"	249
Deutsch-amerikanische Pastoren	251
Die Berliner Küche von ehemals	253
Der verzollte Pharao	254
Mutterliebe	255
Kuriose Geographie	255
Seltene Beharrlichkeit	256
Herausgeholfen	256

Rovella & Söhne.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

7.

Im Comptoir der Firma Rovella staunte man heute über zwei Dinge, welche als etwas ganz Außerordentliches erschienen: nämlich, daß Luschan heute einem Kommis, der sich einen schalen Witz erlauben wollte, in sehr bestimmtem Tone erwiedert hatte, er verbitte sich solche Bemerkungen für jetzt und alle Zukunft; und daß Signor Paolo pünktlich im Comptoir erschien, obwohl er sonst gewöhnlich erst kam, wenn die Hauptarbeit ziemlich erledigt war.

Man hatte heute Zeit, über solche Dinge sich Gedanken zu machen, da die Zeitverhältnisse die Geschäfte nicht wenig vermindert hatten; und eben dieser Umstand gab einem der Comptoiristen Anlaß zu der boshaften Bemerkung, Paolo sei nur deshalb einmal pünktlich gewesen, weil er gewußt habe, daß es nichts zu thun gebe.

Den wahren Grund wußte freilich nur Einer, und das war Luschan. Als er von seiner Besprechung mit dem Chef zurückkehrte, sah er Paolo's Blick mit ängst-

licher Spannung auf sich gerichtet, einen Augenblick zuckte es in seinem Gesichte, als wolle er halb mitleidig, halb triumphirend lächeln, doch zu sehr hatte er sich selbst in der Gewalt, um seine Empfindungen zu verrathen; und so flüsterte er nur in geschäftsmäßig ernstem Tone, respektvoll sich vor dem Sohne des Chefs verneigend: „Es ist Alles in Ordnung, Signor Paolo.“

Niemand hatte einen Zweifel, daß sich diese Meldung auf ein rein geschäftliches Vorkommniß beziehe, welche Bedeutung diese Worte sonst noch für Paolo hatten, ahnte Niemand. Am liebsten freilich wäre dieser auf und davon gelaufen, um die Befreiung von seiner Sorge im Kreise seiner Genossen nach seiner Weise zu bejubeln; auch plagte ihn nicht wenig die Neugierde, wie Luschan das schier Unmögliche doch möglich gemacht habe, aber dieser war hinter dem Gitterverschlage des Kassenzimmers verschwunden, und dorthin wagte Paolo ihm doch nicht zu folgen. So mußte er denn Neugierde und Lust bezähmen, und sehr wider Willen die Rolle eines fleißigen Arbeiters spielen, während Luschan drinnen im Kassenjournal auf das Conto des Chefs buchte: für persönliche Zwecke empfangen 45,000 Zwanziger.

Der alte Kassier, der eine halbe Stunde später erschien, machte freilich große Augen, als er diesen Posten sah, und fragte nach dem Belege, mußte sich aber mit der kurzen Antwort begnügen, Herr Rovella würde die ordnungsmäßige Anweisung ausstellen, sobald er im Comptoir erscheine.

Das dauerte heute freilich etwas länger, als es sonst

der Fall war, und machte nicht wenig einen Besucher ungeduldig, der nun schon eine Stunde in dem Gemache vor dem Arbeitskabinet des Chefs harrte und seiner nervösen Gereiztheit durch allerlei Geräusche Ausdruck gab. Endlich vernahm man den langsamen, schweren Tritt Rovella's, der mit kurzem Gruße das Comptoir betrat und durch die Zimmer ging. Im Kassenzimmer blieb er stehen und verlangte das Journal, das ihm Luschan hinreichte. Er überlas die Eintragung und nickte. „Es ist gut. Bringen Sie mir eine Anweisung, damit ich sie unterschreibe."

In der Thüre des Besuchszimmers stand bereits der Wartende und schien nach Worten zu schnappen, als wisse er nicht, solle er seinen Groll über das Warten oder seine Freude über das endliche Erscheinen Rovella's ausdrücken.

„Welch' ein seltener Besuch, Kapitän," sagte Rovella ein wenig überrascht, als er den Harrenden erblickte. Er reichte ihm die Hand, die kräftig geschüttelt wurde.

„Ja, Herr Rovella, ja; Sie haben sich bei mir auch nicht sehen lassen!" erwiederte treuherzig der Conte Rajevitsch.

Rovella hatte den Besucher in sein Kabinet eintreten lassen und ihm einen Sitz angewiesen. Während er sich selbst seinen Arbeitsstuhl zurechtrückte, warf er einen Blick auf den Mann, welcher ihm den Ausruf entriß: „Was ist denn passirt, Kapitän; Sie sehen ja aus, als wären Sie dem Grabe entstiegen!"

Conte Rajevitsch schnaubte, halb brummig, halb seuf-

zend, ehe er genug Fassung fand, um sein Mißgeschick zu erzählen. In der That hatte das Schicksal dem braven Kapitän übel mitgespielt. Als er vor drei Tagen sein Haus verlassen hatte, um in stürmischer Hast nach Triest zu eilen, hatte ihm der losbrechende Wettersturm einen nicht unwillkommenen Vorwand geboten, vorerst eine Schänke aufzusuchen. Die Aufregung und der Marsch über die steilen Höhenpfade in der schwülen Luft hatten seine Kehle trocken gemacht. In der Schänke nun traf er Bekannte; die Unterbrechung der Schifffahrt brachte es eben mit sich, daß es zur Zeit in Triest von Seeleuten wimmelte; man fragte um dies und jenes, und natürlich zögerte Conte Rajevitsch nicht, sein ungewöhnliches Erscheinen in der Stadt zu erklären, indem er seine Absichten kundgab.

Das gab nun reichen Stoff zur Unterhaltung. Die Einen fanden es ganz in Ordnung, daß Conte Rajevitsch den Italienern draußen einen Possen spielen wollte, und zweifelten nicht im Geringsten, er werde das Wagestück glücklich vollbringen. Es fehlte aber auch nicht an Anderen, welche über die Idee spotteten, es für eine Narrethei erklärten und mit bedenklichen Mienen äußerten, um derlei auszuführen, dazu gehöre ein Jüngerer, der nüchtern und verständig, nicht blos prahlerisch und tollkühn sei. Auf solche Anspielungen erwiederte der Kapitän auch nicht mit Artigkeiten, man gerieth immer mehr in Hitze, stritt bald nicht nur über die vorliegende Idee, sondern auch über längst vergangene Dinge, über alle möglichen nautischen Probleme und Fragen; im Eifer der

Rede und Gegenrede vergaß die Gesellschaft gänzlich der Zeit, nicht aber des Trinkens, bis endlich nach Mitternacht eine Waffenruhe wegen gänzlicher Erschöpfung der streitenden Theile eintrat.

Ueber beide Parteien mit all' ihren Argumenten hatte der rothe Wein von Prosecco den Sieg davongetragen. Mit einiger Mühe hatte der Wirth, unterstützt von ein paar Gästen, die erst später gekommen und daher nicht so vollständig in die Niederlage verwickelt waren, wie die Anderen, den Kapitän in eine Stube gebracht, wo er nun bis zum hellen Morgen schlief.

Am nächsten Tage erwachte Conte Rajevitsch mit einem brennenden Durste und etwas müde, er beschloß daher, sich vorerst durch ein ausgiebiges Frühstück zu stärken, ehe er seinen Rundgang zu den Rhedern antrat, um ein Schiff zu erhalten. In der gleichen Absicht fand sich aber auch ein Theil der Gesellschaft vom vorigen Abend in der Schänke ein, und ehe man sich's recht versah, war der Kampf wieder entbrannt. Immerhin hätte aber der Kapitän wohl seine Absicht ausgeführt, wenn nicht ein tückischer Zufall zwei Steuerleute von der englischen Brigg auch in diese Schänke geführt hätte. Der eine war so weit der Sprache kundig, um sich in den Streit mischen zu können, und daß er Partei gegen den Kapitän nahm, war natürlich selbstverständlich. Mit hochmüthiger Ueberlegenheit und verächtlich erklärte der Engländer, was er mit seinen Matrosen zu Wege brächte, könnten die Leute von der Adria niemals ausführen. Das war nun freilich ein blutiger Schimpf, den selbst die Gegner des Kapitäns

sich nicht bieten lassen wollten; der Streit ging jetzt erst recht los, und da der Engländer immer anzüglicher und beleidigender wurde, riß endlich den heißblütigen Südländern die Geduld: der Worte waren genug gewechselt, man ließ Thaten sehen.

Die beiden stierköpfigen, muskelkräftigen Engländer wußten sich zwar mit Faust und Messer trefflich zu wehren, immerhin erging es ihnen schlimm genug, bis endlich eine der Patrouillen, welche der unruhigen Zeiten wegen die Straßen durchstreiften, sich in die Angelegenheit einmengte und die Kämpfer zuerst trennte und dann wieder im Arrest vereinigte. Conte Rajevitsch mußte die Schmach erleben, daß er wegen Rauferei kurzweg zu sechsunddreißig Stunden Haft verurtheilt wurde. Wären es nicht gerade Engländer gewesen, die ein wenig übel zugerichtet worden waren, hätte der Kommissär es wohl mit einer Rüge bewenden lassen, so aber mußte er befürchten, daß der sehr energische englische Konsul seiner Landsleute sich annehme, und um etwaigen Beschwerden vorzubeugen, wurde Conte Rajevitsch als Urheber und Anstifter des Streites in den Arrest geschickt. Es war nur ein schwacher Trost für ihn, daß der Wächter menschenfreundlich genug war, für Geld und gute Worte wenigstens dafür zu sorgen, daß der Kapitän nicht Durst leiden mußte.

Geradewegs aus dem Arreste war Conte Rajevitsch nun zu Novella gekommen, und die Spuren seiner Leiden traten in Haltung und in den Zügen so deutlich zu Tage, daß sich der Ausruf des Kaufherrn: „Wie sehen Sie denn aus?“ vollkommen erklärte. Die Schmach der erduldeten

Stoß fraß an der Seite des [illegible] [illegible] war es ihm wüst und dumpf, der [illegible] des [illegible] wärters war schlecht gewesen, und zu allem Ueberfluß hatte er heute erfahren, daß der Engländer am Morgen vorher wieder abgesegelt sei und bei dem [illegible] einen höhnischen Gruß an „den verrückten Kapitän Kaufmann" bestellt habe.

Conte Rajewitsch hatte das Alles dem Kaufherrn erzählt und hinzugefügt, daß der Kapitän Rajewitsch gerade so viel Muth und Gottes im Kopf habe, wie der beste Engländer, und vor der [illegible] Schaluppe draußen sich nicht fürchte.

„Hm, ich verstehe; Sie wollen den Versuch machen, die Blockade zu brechen?" bemerkte Rovella.

„Gewiß! Ich thue es auch. Sie müssen mir ein Schiff geben, Signor Rovella."

„Wissen Sie auch, Kapitän, was Sie verlangen? Ich wage ein Vermögen dabei."

„Ich bürge dafür, ich, der Rajewitsch, bürge mit meinem Kopfe, daß Sie keinen Schaden leiden werden."

„Ihr Kopf ist mir allerdings werthvoller, als ein Dampfer," entgegnete mit leisem Spott der Kaufherr, „indessen —"

„Das schlechteste Schiff nehme ich, das allerschlechteste, aber ich muß eins haben, heute noch," schrie der Kapitän und schlug mit der Faust auf das Pult, daß die Papiere aufflogen.

Rovella antwortete nicht gleich, sondern blickte sinnend vor sich hin. Es schien ihn ein Gedanke zu beschäftigen.

„Der Vulkan wäre halb geladen für Konstantinopel," sagte er endlich.

Der Kapitän sprang auf. „Der Vulkan? Sie geben mir den Vulkan?" Die Erregung Rajevitsch's war begreiflich, denn der Vulkan war der beste Dampfer, den Rovella besaß, ein starkes, schnelles Schiff, mit neuen kräftigen Maschinen, auch sonst trefflich gebaut und eingerichtet. Der Conte hatte es oft genug bedauert, daß er bereits aus dem Dienste getreten war, als der Vulkan eingestellt wurde. Dieses Schiff hätte er gar zu gerne kommandirt. Der Vulkan galt übrigens als Unglücksschiff, denn noch keine seiner Fahrten war ohne einen, wenn auch nicht bedeutenden Unfall abgelaufen. „Er braucht eben die rechte feste Hand," hatte der Kapitän stets gemeint, „dann wird der Vulkan bald ein Glücksschiff sein!" Natürlich war er überzeugt, daß er selbst diese Hand besäße. Matrosen und Heizer dagegen waren einig darin, daß der Vulkan verhext worden sei und irgend ein boshafter Feind einen geheimen Zauber im Schiffe verborgen habe.

„Sind Sie bereit, Kapitän, auch eine lange Fahrt zu unternehmen?" fragte der Kaufherr, indem er mit einer Handbewegung den Conte bat, seinen Sitz wieder einzunehmen.

„Meinethalben dreimal um die Erde!" fuhr es dem Conte heraus, den der Gedanke, den Vulkan kommandiren zu dürfen, ganz außer sich brachte.

„Nun, lassen wir uns an —" Rovella dachte nach, er war offenbar selbst nicht recht klar über das zu wählende Ziel, „an Ostindien genügen."

Conte Rajevitsch sah überrascht auf, das hatte er doch nicht erwartet. „Hm, fünf Monate bis zur Rückkehr," brummte er. „Wie steht es mit der Ladung?"

„Das ist diesmal Nebensache; die paar Tonnen, welche bereits verladen sind, werden wir dort gerade so gut los werden, wie in Konstantinopel, und wenn auch ein Verlust sich ergibt, was weiter? Rückfracht kann voll genommen werden. Uebrigens handelt es sich diesmal nicht um Geschäfte."

Das Erstaunen des Kapitäns wuchs, er hörte zum ersten Male Rovella so gleichgiltig von Geschäften sprechen. „Was hat es also für einen Zweck?" fragte er neugierig.

„Sie werden einen Passagier mitnehmen —"

„Bei der Madonna, das wird ein kostspieliges Vergnügen sein, wenn der die Fahrt bezahlen muß."

„Einen Passagier," fuhr Rovella fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „auf den Sie besonders Acht haben müssen. Sie werden nicht gestatten, daß er während der Fahrt irgendwo an das Land gehe; ebenso wenig in dieser Zeit einen Brief auf einer Ihrer Stationen bestelle; bei der Ankunft werden Sie mit ihm nach Weisungen verfahren, die ich Ihnen schriftlich mitgeben will."

„Der soll also wie ein Gefangener behandelt werden?" rief Conte Rajevitsch unwillkürlich aus.

„Ja," lautete kurz und trocken die Antwort.

„Und wer ist dieser Mann?"

„Sie werden ihn auf dem Vulkan finden, sobald dieser zur Abfahrt bereit ist. Wann glauben Sie, kann das Schiff in See gehen. Heute Abend noch?"

„Gewiß, gewiß," versicherte der Kapitän, indem er aufsprang. „Es fragt sich nur, wie es mit der Mannschaft und den Kohlen steht."

„Die Leute sind bereit, und den Kohlenvorrath können Sie auf der Fahrt ergänzen, wenn im Laufe des Tages nicht genug eingenommen werden kann. Also abgemacht?"

„Abgemacht!" Nie in seinem Leben hatte der Kapitän Rajevitsch so freudig in eine Hand eingeschlagen wie diesmal.

„Die nöthigen Papiere und Wechsel erhalten Sie vor der Abfahrt, ich werde dies inzwischen besorgen lassen. Treffen Sie jetzt Ihre Anordnungen."

Der Conte nahm sich kaum Zeit zu einem Gruße, so eilig hatte er es, nach dem Hafen zu kommen, als fürchte er, die Sache könnte den Kaufherrn noch gereuen. Er hatte schon die Thürklinke in der Hand, als ihm Novella noch einschärfte, daß er über das Ziel der Fahrt und vor Allem über den Passagier Stillschweigen beobachten müsse.

Eine Viertelstunde später wußte es die halbe Stadt, daß der Vulkan unter dem Kommando des Kapitäns Rajevitsch Abends sieben Uhr in See gehe, um die Blockade zu brechen. Auf den Molen sammelten sich die Müßiggänger und unterhielten sich über das Ereigniß, während auf dem Vulkan lebendiges Treiben herrschte, und die Kohlenkammern gefüllt wurden. Rajevitsch durchstöberte jeden Winkel des Schiffes, sah nach den kleinsten Dingen und prüfte Alles sorgfältig, trieb die Leute an, die er mit seiner eigenen Ungeduld ansteckte, und ein zufriedenes

Lächeln zeigte sich auf seinem Gesichte, als endlich Mittags die Heizer den Feuerungsraum füllten, und die rothe Gluth unter den Kesseln aufschlug.

8.

Um sechs Uhr war der Vulkan klar, und bald darauf erschien auch Carlo, von Luschan begleitet, der dem Kapitän die Papiere und Wechsel überbrachte. Rajevitsch machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht, als er vernahm, Carlo werde die Fahrt mitmachen und dieser sei der Passagier, dem zu Liebe die kostspielige Reise unternommen werde. Zu Erklärungen war jedoch jetzt keine Zeit, der Kapitän hatte an andere Dinge zu denken, vor Allem mit Luschan die geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Carlo saß stumm neben den beiden Männern in der Kajüte, er befand sich noch immer in einer Art Betäubung, unfähig, das Geschehene ganz zu begreifen; der unerwartete Schlag hatte ihn vollständig gelähmt, und widerstandslos ließ er Alles über sich ergehen.

Der Kapitän und Luschan waren endlich mit einander fertig geworden, und Ersterer begleitete diesen eben zur Planke zurück, als Frau Rovella über dieselbe schritt. Sie wollte noch die letzten Minuten an der Seite ihres Lieblings verbringen, der einem ungewissen Schicksale entgegenging. Ohne Wissen des Gatten hatte sie das Haus verlassen, um noch einmal von dem Sohne Abschied zu nehmen, der zum Zerstörer ihres Glückes geworden war; sie mußte noch einmal seine Versicherungen und Schwüre

hören, daß er die ehrlose That, deren ihn der Vater beschuldigte, nicht verbrochen habe.

Das Rasseln und Knarren der Ankerketten, welches das ganze Schiff vibriren machte, schnitt ihr in die Seele und zerrte an ihren Nerven, in qualvoller Pein umschloß sie den Sohn, als müsse sie ihn festhalten, damit nicht die klirrenden Eisenmassen ihn in den Abgrund rissen.

Ein leises Klopfen des Kapitäns an der Kajütenthüre mahnte, daß es Zeit sei. Noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, noch eine heiße Thräne, welche die Stirne des Lieblings bethaute, dann war es vorbei.

Conte Rajevitsch bot der Mutter den Arm und führte sie über die Treppe hinauf auf das Deck; er fühlte, wie die Frau zitterte, und fürchtete fast, sie werde zusammensinken, als sie das Land betrat, wo der Wagen ihrer harrte. —

Kapitän Rajevitsch hatte nie in seinem Leben sich so freudig-stolz gefühlt, so recht tiefinnerlich befriedigt, als in dem Augenblicke, da er dem Maschinisten das Kommando „Vorwärts!" gab, und die gewaltigen Räder sich langsam zu drehen begannen. Auf dem Molo erhob sich ein lautes Geschrei, Hurrah und Evviva riefen die Leute, winkten und grüßten mit Hand und Hut, und thaten so erregt und begeistert, als hätte Jeder einen Antheil an dem Schiffe und dem zu erwartenden Ruhme. Die Anderen aber, welche überzeugt waren, der Vulkan steure seinem Verderben entgegen, weil sie es so wünschten, waren nicht minder gespannt, und unwillkürlich beschlich auch sie eine Art Theilnahme für den kühnen Mann, der ruhig und

zuversichtlich auf der Kommandobrücke stand, und dem der Lärm auf dem Hafendamme wie süße Musik in die Ohren klang.

Rajevitsch empfand, welchen Zauber es haben müsse, volksthümlich und berühmt zu sein, von der Menge bejubelt zu werden und das Bewußtsein zu haben, diese Auszeichnung zu verdienen.

Ein winzig kleines Wölkchen ferne am Horizonte, nur geübtem Auge erkennbar, zeigte die Stelle an, wo der Carignano, das italienische Kriegsschiff, sich befand. Gerade dorthin richtete der Vulkan seinen Kurs, und auf's Neue brach das Geschrei der am Hafen Versammelten los, als sie dies bemerkten.

Kapitän Rajevitsch hatte das Unternehmen, welches Allen so abenteuerlich erschien, wohl erwogen. Er wußte nicht nur ziemlich genau, wie viel Mannschaft der Carignano haben könne, sondern auch, wie stark die Maschinen seien. Er hatte in Rechnung gezogen, daß der Carignano seit fünfzehn Tagen keine Kohlen eingenommen hatte und dabei doch zumeist unter Dampf gewesen war. Er glaubte deshalb auch mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die letzten Reste heute unter die Kessel geworfen sein mußten, und der starke schwarze Rauch, von dem man ihm berichtet hatte, erschien ihm als ein Zeichen, daß mit kleinen Stücken und Staub geheizt werde. An Schnelligkeit war der Vulkan dem Kanonenboote überlegen, und dieses stand vor der Gefahr, daß ihm der Athem ausgehen würde. Doch nicht nur darauf rechnete der Conte; seinem kundigen Auge war es auch nicht entgangen, daß

der Carignano etwas schwerfällig manöverire, daß er nicht nur infolge seiner Bauart keine raschen Wendungen ausführen könne, sondern auch schlecht gesteuert werde. Darauf hatte Rajevitsch vor Allem seine Pläne gebaut.

Die Küste versank langsam hinter den Wellenlinien, nur der weiße Kamm der Hügel von Opcina und Prosecco leuchtete noch herüber. Vorne zeigte sich dafür der Umriß des Carignano, der jetzt in Sicht kam. Auch er hatte den kühnen Blockadebrecher bemerkt und schien entschlossen, ihn sich diesmal nicht entschlüpfen zu lassen. Mit voller Kraft dampfte er auf den Vulkan los, der jetzt ebenfalls vollen Dampf aufgemacht hatte. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Schiffe auf Schußweite einander nahe.

Carlo, dem es in der einsamen Kajüte zu schwül und in der Gesellschaft seiner trüben Gedanken unheimlich geworden war, betrat das Verdeck.

„Signor Novella," rief jetzt der Kapitän von seiner Brücke herab, „begeben Sie sich in die Kajüte zurück. Hier oben ist es gefährlich."

„Was liegt mir daran," erwiederte Carlo, „eine Kugel wäre für mich Erlösung."

„Ich aber bin Ihrem Herrn Vater verantwortlich für Ihr Leben."

„Er wird es Ihnen vielleicht Dank wissen," murrte in bitterem Tone Carlo, „wenn Sie ihm melden, daß ich auf dem Grunde der Adria liege."

Conte Rajevitsch hatte nicht mehr Zeit, darauf zu entgegnen; vorn auf dem Carignano, der mit seiner Breitseite im Kurse des Vulkans lag, war ein Wölkchen auf-

gestiegen. Ein dumpfer Knall und einige Sekunden darauf ein scharfes Zischen in der Luft mahnten den Kapitän, daß der entscheidende Moment nahe.

Die Mütze zurückgeschoben, die Linke auf das Sprachrohr stützend, das zum Maschinenraum führte, so stand Conte Rajevitsch auf seinem Posten, den scharfen Blick auf den Kreuzer gerichtet.

Die Maschinen arbeiteten unter vollem Dampf, man merkte es an dem Zittern des Schiffsbodens, den die gewaltigen Stöße der Kolbenstangen erschütterten.

Ein kurzes Kommando! Der Vulkan machte eine kleine Wendung und stand nun in einem rechten Winkel zur Breitseite des Gegners, auf den er wie ein Stoßvogel losschoß. Carlo begriff allmählig den Plan des Kapitäns, als er das Manöver bemerkte: Rajevitsch wollte dem feindlichen Dampfer nur den scharf zulaufenden Bug seines Schiffes zeigen, um den Geschützen so wenig Zielpunkt als möglich zu bieten; außerdem war er aber darauf gefaßt, den Carignano anzurennen und womöglich kampfunfähig zu machen.

In der That hatte Rajevitsch dies in Betracht gezogen und von den Zimmerleuten aus den geladenen Hölzern den Schiffsraum vorne am Bug abschließen lassen, so daß selbst eine Zertrümmerung des Bugs den Vulkan nicht in Gefahr gebracht hätte, schnell zu sinken, mindestens aber das Einströmen des Wassers soweit gehindert wäre, um noch den nächsten istrianischen Hafen erreichen zu können. Daß der Vulkan im Falle eines Zusammenstoßes im Vortheil sei, war klar, denn er war größer, sein Verdeck lag

höher, als das des Carignano, und Schnelligkeit wie Gewicht seiner Masse gaben ihm eine gewaltige Ueberlegenheit.

Auch auf dem Kreuzer schien man die Absicht des Vulkan zu verstehen. Die Batterie der Breitseite gab eine Salve ab, deren Kugeln jedoch unschädlich über den Vulkan hinwegsausten, dann fiel der Carignano ab und suchte wieder in parallele Stellung zu dem Vulkan zu gelangen. Das Manöver wurde aber zu langsam ausgeführt, während der Vulkan rasch drehte, und ehe die Italiener sich noch recht besinnen konnten, empfing der Carignano einen gewaltigen Stoß, die Bordwand des Vulkan scheuerte an dem Heck des Kreuzers, daß Balken und Bohlen krachten, und die Schanzverkleidung in Trümmer brach, und im nächsten Augenblicke war der Vulkan vorüber. Die Mannschaft brach in ein Freudengeschrei aus, das den Italienern wie teuflischer Hohn in die Ohren klingen mußte.

Conte Rajevitsch aber stand lächelnd auf der Kommandobrücke und sah triumphirend auf den Carignano zurück, der wie ein gestrandeter Walfisch dalag.

Der Vulkan, der mit einer Geschwindigkeit von siebenzehn Seemeilen dahinschoß und jetzt im weiten Bogen wieder auf den ursprünglichen Kurs zurückfiel, hatte bei dem Zusammenstoße das Steuerruder des Carignano unbrauchbar gemacht, und der Kreuzer war somit außer Stande zu wenden oder die Verfolgung aufzunehmen. In der Verwirrung, die an Bord des Italieners herrschte, hatte man nicht einmal daran gedacht, aus den Bordkanonen dem flüchtigen Vulkan einen Abschiedsgruß nachzusenden, und unbehelligt entschwand dieser am Horizonte.

Als Conte Rajevitsch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Italiener sich nicht vom Flecke rühren könne, übergab er das Kommando seinem ersten Offizier und stieg auf das Deck hinab, wo Carlo stand und scheinbar theilnahmslos in die Ferne sah.

„Signor Rovella scheint es zu bedauern," begann der Conte, „daß das Schiff seines Vaters nicht gekapert oder in den Grund geschossen wurde."

Carlo zuckte die Achseln. „Meinethalben mochte geschehen, was da wollte," sagte er langsam. „Daß es gut ablief, ist mir lieb, um Contessa Caterina's willen."

Jetzt erst gedachte der Kapitän seiner Tochter, welche er in der Aufregung der letzten Tage gänzlich vergessen hatte. Er faßte Carlo beim Arme.

„Ja, bei der Madonna! Was haben Sie da auf dem Vulkan zu suchen? Versprachen Sie mir nicht, über Caterina zu wachen? Wie wird sich die Arme ängstigen! Wer wird sich ihrer annehmen?" Er fuhr sich mit beiden Händen durch das graue Haar. „So sprechen Sie doch, Signor Rovella. Was ist mit Caterina? Warum hielten Sie nicht Ihr Wort?"

„Konnte ich es?" erwiederte Carlo bitter. „Bin ich nicht wie ein gefangener Verbrecher hierher geschleppt worden, um deportirt zu werden?"

„Ja, ja," murmelte der Kapitän, der sich der ihm ertheilten Weisungen erinnerte. „Was, zum Teufel, ist aber da vorgegangen?"

„Weiß ich's?"

Rajevitsch sah ihn groß an, er begriff nicht, wie das

Alles gekommen sein könne. „Sie hätten Ihrem Vater erklären sollen —"

„Was? Daß ich meine Braut nicht verlassen dürfe? Nein, Conte Rajevitsch, dieser Traum ist zu Ende, mein Glück hat nur eine Sekunde lang gewährt. Wenn Sie heimkehren, können Sie der Contessa die Kunde bringen, daß sie frei ist und den Mann vergessen möge, der sie zur Fürstin machen wollte und selbst ein Bettler wurde."

„Signor Rovella, das verstehe ich nicht," erwiederte Rajevitsch kopfschüttelnd.

„Ich bin kein Rovella mehr! Wenn Sie den Mann da" — Carlo wies auf einen Matrosen, der vorüber ging — „zum Eidam nehmen, so thun Sie besser daran, denn er gilt jetzt mehr als ich. Es ist Alles vorbei!"

Carlo schüttelte sich, wie von Frost ergriffen, und ging zur Luke, die in die Kajüte hinabführte.

9.

Fast ein Jahr war verflossen seit dem Auslaufen des Vulkan. An einem trüben Märzmorgen wartete in dem Empfangszimmer Rovella's schon seit einer halben Stunde ein Matrose, der sich die Zeit damit vertrieb, seine vollständig neue Kleidung mit Wohlgefallen zu betrachten. Endlich öffnete sich die Thür, und der Kaufherr betrat das Zimmer, seine Gemahlin am Arme führend, die im dunklen Trauerkleide erschien und sich sehr bedrückt zeigte. Der Matrose grüßte und verbeugte sich mit jenem natürlichen Anstande, der den im Süden Geborenen eigen ist.

„Marie," flüsterte der Kaufherr der Frau zu, „wenn Du uns doch lieber allein ließest! Es wird Dich zu stark angreifen!" Er sah zärtlich besorgt ihr in die Augen.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich bin gefaßt, besorge nichts für mich. Ich muß es hören."

„Nun ja, Marie, wenn Du Dich stark genug fühlst," erwiederte er begütigend, da bei den letzten Worten seiner Frau sich eine gewisse nervöse Gereiztheit bemerkbar gemacht hatte. Er rückte ihr den Stuhl zurecht und setzte sich dann dicht neben sie, ihre Hand mit der seinen fassend.

„Setzen Sie sich auch," sagte er dann zu dem Matrosen, der von der Erlaubniß Gebrauch machte. „Sie sind also Giuseppe Lazarich?"

„Ja, Herr. Und ich komme mich tausendmal zu bedanken für das Geld und die Kleider und —"

„Lassen Sie das nur; Dank ist da nicht nöthig. Sie waren Untersteuermann auf dem Vulkan?"

„Ja, Herr. Vom Anfang an, o wie lieb hatte ich das schöne Schiff gewonnen. Es gab kein besseres auf der Welt."

„Wie ist die Sache hergegangen? Erzählen Sie es ganz genau."

„Ja, Herr, ich werde Alles erzählen. Das ging nämlich so zu. Wir hatten gute Fahrt gehabt nach dem Zusammentreffen mit dem Carignano, und am St. Georgstag liefen wir Brindisi an, um Kohlen einzunehmen. Der Kapitän war mit dem ersten Steuermann an Land gegangen, weil er dort einen alten Freund aufsuchen wollte. Was ich nun sagen werde, hat mir der Steuermann er-

zählt, und ich erzähle es genau so, wie ich es erfahren habe.

Die Beiden waren also an's Land gegangen, und hatten richtig den Freund des Kapitäns gefunden, der eine große Freude zeigte. Sie umarmten sich und fragten einander gar viel, bis sie endlich in einer Schänke sich hinter der Flasche festlegten. Auf einmal bemerkte der Freund: ‚Ich hatte Dich heute noch nicht erwartet, ich dachte, Du würdest erst morgen eintreffen.' Kapitän Rajevitsch machte große Augen: ‚Ja, wie konntest Du wissen, daß ich komme?' — ‚Nun, Du fährst ja doch dem Engländer nach.' — Der Kapitän staunte immer mehr; sie redeten so noch eine Weile hin und her, bis sich endlich die Sache aufklärte. Der Freund erzählte nämlich: Tags vorher sei eine englische Brigg, von Triest kommend, eingetroffen, deren Kapitän es sehr eilig gehabt hätte mit dem Kohlenfassen. Unglücklicher Weise sei aber das Steuerruder beschädigt worden, und die Brigg mußte länger verweilen, erst vor etwa acht Stunden sei sie wieder in See gegangen. Der Engländer hätte, als er den Abend an Land zubrachte, erzählt, daß in Triest ein verrückter Kapitän sich vermessen habe, gleich ihm die Blockade zu brechen, vielleicht gar mit ihm um die Wette zu fahren. Seine Leute hätten den Prahlhans durchgeprügelt, der mörderlich geschrien habe, bis die Polizei ihn in Arrest steckte. Lachend hätte der Engländer dann noch hinzugefügt, die Polizei werde den verrückten Kerl auf die Bank gelegt und mit dem Stocke zur Vernunft gebracht haben, so daß ihm wohl die Lust vergangen sein dürfte, es einer englischen Brigg gleichzuthun.

Den Namen des Kapitäns hätte er zwar nicht genau gewußt, aber erwähnt, daß er Conte genannt worden sei; daraus habe nun der Freund geschloſſen, daß nur unser Kapitän damit gemeint sein könne, und er war auch überzeugt, daß dieser den Schimpf nicht auf sich ruhen lassen, sondern in kürzester Zeit auch hier erscheinen werde, um zu zeigen, daß er ebenso viel könne, als der Engländer.

Unser Kapitän sei ganz blaß geworden vor Aerger. Er konnte anfangs gar nicht reden, dann aber tobte und fluchte er und verschwor sich, er wolle diesem verdammten englischen Lügenmaul beweisen, daß er, der Kapitän Rajevitsch, es jedem Engländer gleich thun könne. Er müsse die Brigg noch einholen, ehe zweimal die Sonne auf- und untergegangen sei, und dann würde er dem Engländer einen Gruß zuschicken, daß dieser vor Aerger platzen müsse. — Wenn unser Kapitän sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann war mit ihm nichts mehr anzufangen. Auch diesmal kümmerte er sich kaum noch um den Freund in Brindisi, sondern lief an Bord und betrieb mit hastiger Ungeduld das Verladen der Kohlen. Kaum war die letzte Schaufel voll drinnen, so waren auch schon die Anker gelichtet, und der Vulkan dampfte mit voller Kraft aus dem Hafen.

Der Engländer hatte, wie mir der Steuermann sagte, von Triest aus vierundzwanzig Stunden Vorsprung gehabt, jetzt aber nur noch zwölf Stunden, und das war für den Vulkan eigentlich nicht viel. Die Maschinen wurden unter vollem Dampf gehalten, und es war beinahe unheimlich, mit welcher Schnelligkeit das Schiff vorwärts

ging. Einmal sahen wir auch den Ingenieur mit dem Kapitän sprechen, als wolle er ihm Vorstellungen machen, aber der Kapitän wurde zornig und schrie ihn heftig an. So ging es mit vollem Dampf die ganze Nacht hindurch und den nächsten halben Tag. Mittags kam vor uns ein Schiff in Sicht, das der Kapitän scharf beobachtete und dann befahl, den Kurs darauf zu halten, so daß wir nicht zweifeln konnten, es sei der Engländer, dem wir jetzt auf den Fersen waren. Wir waren südöstlich von Sicilien, wie weit davon kann ich nicht genau sagen. Wir sahen den Kapitän ganz aufgeregt hin und her laufen, alle Augenblicke schrie er durch das Sprachrohr die Maschinisten an, und dann qualmte es immer dichter aus dem Schlote, und Funken sprühten heraus, als hätte das Feuer keinen Platz mehr unter den Kesseln.

Niemals habe ich eine solche Fahrt erlebt. Wie ein Delphin hob sich das Schiff ruckweise vorne fast aus dem Wasser, und wir hatten beinahe das Gefühl, als ob wir wirklich durch die Luft flögen. Mit jeder Minute kamen wir dem Engländer näher, der sich aber um uns gar nicht zu kümmern schien; er dachte wahrscheinlich nicht daran, daß es unser Kapitän wäre, obwohl der Vulkan die Flagge gehißt hatte, und Jener erkennen mußte, daß es ein Triestiner Dampfer sei. Endlich, es war zwei Uhr vorüber, waren wir der Brigg ganz nahe, so daß wir sie anrufen konnten. Der Kapitän stand mit dem Sprachrohre da und wartete auf den Augenblick, bis wir in gleicher Höhe mit dem Engländer seien. Das währte auch nicht lange, und nun rief er die Brigg an. Der Eng-

länder ließ sich etwas Zeit, bis er antwortete, dann schrie unser Kapitän seinen Gruß hinüber, den wir aber nicht verstanden. Es muß gerade nichts Feines gewesen sein, denn wir sahen den Kapitän der Brigg drohend die Fäuste gegen uns ballen, und unser Kapitän lachte laut auf. Gleich darauf schossen wir an der Brigg vorüber, und dieselbe lag bald eine halbe Seemeile hinter unserem Heck.

Ich hatte mich einen Augenblick umgedreht, um nach dem Engländer zu sehen, als ich ein furchtbares Zischen hörte, dann folgte ein Krach, und ehe ich noch recht denken konnte, was das zu bedeuten habe, lag ich bereits im Wasser. Als ich wieder emporkam, war der Vulkan verschwunden, und nur Trümmer schwammen umher. Ich hatte das Glück, eine in meiner Nähe schwimmende Raa erfassen zu können, und so hielt ich mich über Wasser. Mein erster Blick galt dem Engländer, der unser Unglück gesehen hatte, und ich schaute angstvoll hinüber, ob er nicht ein Boot aussetzen werde. Es muß aber doch wahr sein, daß die Engländer keine rechten Christen sind, denn die Brigg fiel etwas nach Norden ab, als wolle sie einen Bogen machen, um der Unglücksstätte auszuweichen. Ich schrie, so laut ich konnte, und einen Augenblick schien es fast, als stoppe der Engländer, aber gleich darauf dampfte er wieder vorwärts, ich sah kein Boot aussetzen und mußte nun erkennen, daß ich keine Hoffnung auf Rettung habe. Der Engländer fuhr davon, und bald war nichts mehr von ihm zu sehen. Nun erst schaute ich mich um, ob nicht Andere gleich mir dem Tode entgangen seien; aber so sehr ich auch meine Augen anstrengte, um einen Unglücksgefährten

zu entdecken, ich sah Niemand. Der furchtbare Wirbel, der beim Untersinken des Schiffes entstanden war, hatte wohl die Meisten in die Tiefe gerissen.

Es wurde auch schon dunkel, und ich trieb allein auf dem Wasser, es begann mich zu hungern und zu dürsten, und der Frost schüttelte mich. Da sah ich eine Barke auftauchen, und es gelang mir, die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen, welche mich aufnahmen und nach Catania brachten. Nach Hause ließen sie mich aber nicht, es sei wegen des Krieges, hieß es, und ich wäre als eine Art Kriegsgefangener zu betrachten. Sonst legte man mir aber nichts in den Weg, von dem Gemeindeamte erhielt ich täglich zehn Soldi und konnte im Uebrigen thun, was mir beliebte. Endlich hieß es, der Krieg sei zu Ende, und ich erhielt die Erlaubniß heimzukehren. Eine Barke nahm mich nach Malta mit, dort fand ich auf einem französischen Schiffe einen Platz, das nach Marseille bestimmt war, wo ich wieder bleiben mußte, bis sich eine Gelegenheit ergab, nach Triest zu kommen.

So ist die Sache hergegangen, und jetzt danke ich dem Herrn nochmals für seine Wohlthat."

Novella und seine Frau hatten aufmerksam der breiten Erzählung des Mannes gelauscht, ohne ihn zu unterbrechen, obwohl sie manche andere Dinge, von denen Lazarich nichts erwähnte, mehr interessirt hätten, als die Einzelheiten, die er gewissenhaft berichtete. Nun aber hielt sie nichts mehr zurück, darnach zu fragen.

„Haben Sie, als jenes Unglück eintrat, den Passagier bemerkt, welcher mit dem Vulkan fuhr?"

„Ja, Herr, auch darüber will ich Ihnen sagen, was ich weiß. Der Herr sah vom Bug aus der Wettfahrt zu. Dort habe ich ihn noch eine Viertelstunde vor dem Unglück bemerkt."

„Und später, als das Unglück eingetreten war?"

„Nein, Herr, im Anfang war ich so verwirrt, daß ich um mich her nichts sah, sondern nur nach dem Engländer schaute, und darnach war weit und breit kein lebendes Wesen zu sehen. Ich denke, er muß durch den Stoß auch in's Meer geschleudert worden und dann in den Wirbel des nach dem Platzen des Kessels rasch sinkenden Schiffes gerathen sein."

„Sie sind also überzeugt, daß außer Ihnen Alle todt sind, die auf dem Vulkan waren?"

„Ja, Herr, das ist meine Ueberzeugung. Ich hätte es in Catania sicher erfahren, wenn noch Jemand gerettet worden wäre; denn ich habe während der Zeit oft darnach gefragt. Niemand aber wußte etwas von Geretteten an der ganzen Küste."

„Also keine Hoffnung mehr! Todt, todt!" flüsterte Frau Marie vor sich hin.

Novella drückte die Hand der Gattin fester und sah ihr besorgt in das Angesicht. „Wir müssen es tragen," sagte er leise; seufzte aber dabei tief auf. Dann erhob er sich und reichte Lazarich die Hand. „Ich danke Ihnen, wenn Sie noch etwas bedürfen, wenden Sie sich an mich; ich werde Ihrer nicht vergessen."

Der Mann entfernte sich mit höflichem Gruße. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, warf sich

Frau Marie an die Bruſt des Gatten und ſchluchzte laut.

„Du kannſt es leichter tragen,“ murmelte Rovella vor ſich hin, „aber ich, ich habe ihn in den Tod getrieben!“

In ſeinem Geſichte zuckte es, und ein Krampf ſchien ihm die Bruſt zuzuſchnüren. „Vielleicht iſt es beſſer ſo,“ ſetzte er dann leiſer hinzu, „lieber todt, als ein Verbrecher. Wir dürfen ihn jetzt betrauern als unſeren liebſten Sohn, er hat gebüßt, was er gefehlt hat.“

Nach wenigen Wochen wurde auf dem Friedhofe von San Carlo ein Marmordenkmal aufgerichtet, ein einfacher Obelisk, der die ſchlichte Inſchrift trug: „Zum Angedenken an Carlo Rovella, der fern von der Heimath in jungen Jahren als ein Opfer fiel, das die Liebe der Gerechtigkeit dargebracht.“

10.

Das Schickſal des Vulkan war ziemlich raſch in der Stadt bekannt geworden, am meiſten wurde die Sache natürlich im Comptoir Rovella's beſprochen, und hier bedauerte man aufrichtig den Tod Carlo's, deſſen Stelle nunmehr der jüngere Bruder einnahm.

War auch Jener nicht minder ſtreng wie ſein Vater, ſehr ordnungsliebend und peinlich ſorgfältig geweſen, ſo hatte er doch andererſeits es außer dem Dienſte nicht an gefälliger Freundlichkeit fehlen laſſen; er war höflich und erfüllte gerne einen Wunſch, den man dem alten Herrn nicht vorzutragen wagte. Wenn man darum auch heim-

lich über ihn spottete, daß er einen so würdevollen Ernst zur Schau trage, als wäre er bereits selbst Chef, so war dies nicht so schlimm gemeint, man schätzte ihn dennoch.

Anders war es mit Paolo: dieser ließ Vieles durchgehen, was der ältere Bruder ernstlich gerügt hätte, er sah nicht so streng auf Ordnung, Pünklichkeit und Gewissenhaftigkeit, und zeigte manchmal einen Grad von Vertraulichkeit, als wäre er eben auch nicht mehr als wie ein einfacher Angestellter des Hauses. Auf diese Herablassung aber durfte Keiner bauen, denn es gab genug Augenblicke, in welchen der junge Chef herrische Launen entwickelte und die Leute verletzend und wegwerfend behandelte. Er war unzuverlässig, und es schien ihm eine Freude zu bereiten, wenn er Jemanden quälen konnte. Er sagte oft nichts, wenn einer der jungen Leute ohne Entschuldigung einen halben Tag wegblieb, aber sie mußten auch darauf gefaßt sein, daß er einmal, wenn es ihm just einfiel, seinen Vater darauf aufmerksam machte, und dann hatte der Betreffende einen schlimmen Tag. Einen älteren Beamten, der ihn um Urlaub ersucht hatte für einen halben Tag, um der Taufe seines Kindes beiwohnen zu können, hatte er gerade an diesem Tage nach Muggia entsendet, mit Aufträgen, die Jenen bis in die Nacht hinein festhielten.

Gegenüber Luschan aber, der früher oft das Opfer seiner Scherze gewesen, zeigte er jetzt ein anderes Benehmen. Man erklärte dies sich im Comptoir damit, daß er Luschan deshalb respektire, weil dieser der entschiedene Günstling des alten Herrn geworden war, welcher in alle Geschäfte

eingeweiht wurde und augenscheinlich mehr Einfluß besaß, als Paolo.

Die Ereignisse hatten den alten Herrn Rovella hart mitgenommen, die Arbeit bereitete ihm nicht mehr jenes Behagen wie ehedem, und wenn er auch gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, so geschah es doch ohne freudigen Schwung, welcher einer der Bürgen des Erfolges ist. Auch der Kaufmann muß Ideen haben, will er vorwärts kommen, hatte Herr Rovella oft genug seinen Leuten gepredigt, in solcher Stimmung aber, wie sie ihn jetzt beseelte, gedeihen Ideen nicht.

Wenige Wochen nach der Unterredung mit Lazarich, die auch die letzten Hoffnungen der Eltern vernichtet hatte, befand sich Herr Rovella in seinem Arbeitskabinett, um mit Luschan Verschiedenes zu bereden. Die Verhältnisse waren, obwohl nunmehr überall Friede herrschte, und die alte Ordnung wieder fest begründet schien, doch noch schwankend, und der Handel verspürte das am meisten.

Rovella war Pessimist geworden und glaubte, daß noch schwerere Krisen im Anzuge seien, als die letzten Jahre gebracht hatten, er nickte daher zustimmend, als Luschan bemerkte: „Ja, wir gehen einer schwierigen Zukunft entgegen."

Diese Aeußerung war ihm offenbar im Unmuthe entschlüpft, denn er befand sich eben in einem heftigen Zwiespalt mit seinem Chef über die Frage, ob ein Geschäft abgeschlossen werden solle oder nicht. Rovella fand es zu gewagt und wollte ablehnen — es handelte sich um den Abschluß von regelmäßiger Lieferung von Baumwolle

auf Spekulation — Luschan sprach eifrig dafür, ohne mit seinen Argumenten den Widerstand des alten Herrn brechen zu können.

„Nun also, Luschan, wenn Sie dies zugeben, daß wir vor einer kritischen Zukunft stehen, habe ich dann nicht Recht, solche Geschäfte von der Hand zu weisen?"

„Meine Worte waren anders gemeint," erwiederte Luschan ruhig. „Nicht im Allgemeinen glaube ich, wird sich die Zukunft schwierig gestalten, im Gegentheile, ich sehe nur Günstiges voraus; aber für unsere Firma befürchte ich Manches."

„Was soll denn das nun wieder heißen? Warum soll gerade unserer Firma die Zukunft ein unfreundliches Gesicht zeigen, wenn sie allen Anderen freundlich ist."

„Was nützt alle Gunst der Verhältnisse, wenn man sie nicht benützt, ja vielmehr Alles thut, um sie in's Gegentheil zu verkehren?"

„Reden Sie klar und verständlich; um Räthsel zu lösen, bin ich zu alt. Was haben Sie bei unserer Firma zu tadeln?"

„Das Haus Rovella war bisher stets das erste auf dem Platze, nicht weil es an Alter oder Besitz — die Breyers sind ja reicher — alle Anderen übertraf, sondern an Thatkraft und Rührigkeit und kühner Entschlossenheit. Man hat früher nie davor zurückgescheut, große und gewagte Geschäfte zu übernehmen, die kleinliche Krämerfurcht vor dem geringsten Verluste war dem Hause Rovella immer fremd. Mißglückte auch das eine, so glückten dafür zehn andere Geschäfte, und das Mißgeschick war für die Firma

ebenso ehrenvoll, wie der Erfolg; denn die Welt sagte: ein Anderer hätte es nicht gewagt und könnte es auch nicht tragen."

Rovella machte eine ungeduldige Bewegung: „Nun? Was wollen Sie mit diesem Lobe vergangener Zeiten?"

„Bedauern, daß sie eben vergangen sind. — Es ist anders geworden; die Firma Rovella ist daran, ihren Platz und ihren Ruf zu verlieren."

„Das ist stark," fuhr der alte Herr auf. „Was ist denn heute in Sie gefahren, Luschan?"

Dieser sah seinem Chef ruhig in's Gesicht, und vor seinem Blicke mußte Rovella unwillkürlich den seinen senken; er fühlte, daß Jener Recht habe.

„Das soll wohl meine Schuld sein?" fuhr Rovella nach einer Weile fort. „Nicht wahr, Luschan, darauf läuft's hinaus."

„Ja, Herr," erwiederte er kurz, „es fehlt die feste Hand und der klare Kopf, und die beiden sind nothwendig in ruhigen Zeiten, um wie viel mehr in solchen, wo sich Großes vorbereitet."

„Großes? Ich wüßte wahrlich nicht, was Großes geschehen sollte. Im Gegentheile, die Zukunft wird für Handel und Geschäft wenig Spielraum bieten."

„Das ist ein Irrthum." Luschan sprach so bestimmt und in einem harten Tone, als wäre er der Chef, der einen jungen Untergebenen zurechtweisen müsse. „Sie selbst, Herr, würden gewiß anders sprechen, wenn —"

„Nun, wenn? Nur heraus mit der neuen Grobheit."

„Wenn noch der alte vorschauende Geist vorhanden

wäre. Das Haus Rovella hat immer die Zukunft zu eskomptiren verstanden, und darum war es Allen voraus."

„Kurz, ich bin zu nichts mehr nütze, und ruinire mein eigenes Haus; das ist der Worte Sinn. Nicht wahr?"

„Die Firma Rovella steht vor dem Wendepunkte," entgegnete Jener ausweichend, „entweder vorwärts gehen, wie sie immer gethan hat, oder liquidiren, so lange ihr Name noch guten Klang hat; in wenigen Jahren vielleicht würde es zu spät sein, und das Haus mit Schimpf und Schande fallen —"

„Luschan! Sie vergessen, mit wem Sie sprechen," brauste Rovella auf. „Kein Chef wird von einem seiner Beamten eine solche Sprache hinnehmen."

Luschan verzog keine Miene, er hielt ruhig den zornigen Blick des alten Herrn aus und bemerkte gelassen: „Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich die Wahrheit sage. Zu viel Dank schulde ich diesem Hause und dessen gütigem Herrn, als daß ich nicht —"

„Mir Grobheiten an den Kopf werfen sollte. Seltsame Art das, die Dankbarkeit zu beweisen."

„Schmeicheln wäre leichter," fuhr Luschan wieder in schroffem Tone fort; „ich will aber diesem Hause, dem ich Alles verdanke, die Zukunft sichern und Ihnen einen Schmerz ersparen, der größer sein würde, als die Unannehmlichkeit, welche jetzt das rücksichtslose Aussprechen der Wahrheit bereitet."

Rovella sah düster vor sich hin. Was Luschan ihm da sagte, hatte er, wenn auch nur dunkel, in manchen Augenblicken selbst gefühlt. Erkannte er ja selbst, daß

die Spannkraft seines Geistes dahin sei, daß er nicht mehr so beweglich und weitschauend in den Geschäften, wie früher, aufzutreten vermöge.

„Ich kann die Wahrheit vertragen, lieber Luschan," sagte er endlich nach einer Weile, und reichte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen für Ihre treue Anhänglichkeit und weiß es zu schätzen, daß Sie wie ein echter und rechter Freund handeln. Vielleicht haben Sie Recht; ich bin ja alt geworden. Sehr alt."

Er seufzte auf; es war ja gar nicht so lange her, daß er sich noch jugendkräftig gefühlt hatte.

„Die Ruhe wird Sie wieder zu neuen Kräften kommen lassen, und dann werden Sie mit Ihrem Rathe, Ihren Erfahrungen der neuen Leitung große Dienste erweisen können."

„Hm, Sie sind ja ein ganzer Revolutionär," erwiederte Rovella mit einem Versuche, zu lächeln. „Sie wollen also um jeden Preis mich absetzen. Nun ja, wenn es meinem gütigen Kaiser passiren mußte, warum sollte es einem schlichten Kaufmann besser ergehen. — Wenn Carlo da wäre —"

„Signor Paolo wird seine Pflicht zu erfüllen wissen," unterbrach ihn Luschan.

„Ist das wirklich Ihre ehrliche Ansicht? Sie Mann der Wahrheit!"

„Ja Herr, es ist die Wahrheit."

Rovella sah ihn prüfend an. „Gebe Gott, daß Sie Recht haben. Ich hatte bisher kein rechtes Vertrauen auf ihn. Leider ist es ja meine Schuld, alle meine Auf-

merksamkeit und Sorgfalt war ja dem — Anderen gewidmet, und darüber versäumte ich es, Paolo zu beobachten und kennen zu lernen. Freilich, was half alles Beobachten? Hat mich der Andere doch auch getäuscht, und ich glaubte ihn so gut zu kennen. Vielleicht wird mich Paolo zum Besseren enttäuschen."

„Er muß es!" Das klang so scharf und bestimmt, daß Rovella verwundert aufschaute. Wie selbstbewußt dieser kleine häßliche Mann da sprach! Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, Luschan müsse eine geheimnißvolle Macht besitzen, eine Art Zauber ausüben können, womit er Alle seinem Willen dienstbar zu machen verstehe. Er selbst fühlte ja beinahe etwas von diesem Zauber.

„Sie wollen also, daß ich meinem Sohne die Leitung der Firma übergebe."

„Ich würde mir erlauben, dies zu rathen. Meiner Ueberzeugung nach würde dies dem Hause zum Vortheil gereichen."

„Paolo ist noch jung, hat sich bisher wenig um die Geschäfte gekümmert, und es fehlt ihm daher an Erfahrung —"

„Er hat in der letzten Zeit eifrig gearbeitet," beeilte sich Luschan einzuwerfen.

„Es wäre da fast nothwendig," fuhr Rovella unbeirrt fort, „ihm eine verläßliche Stütze beizugeben; etwa einen stillen Compagnon, wie mein Großvater einen hatte. Was meinen Sie dazu?"

„Nein, Herr, das wäre vom Uebel," lautete die entschiedene Antwort, welche den alten Herrn ein wenig verblüffte.

„Wie? Ich habe an Sie gedacht. Sie wollten also nicht Gesellschafter des Hauses Rovella werden?"

„Nein, Herr! Ich bin gerührt durch Ihre Güte, die mich zu neuem Danke verpflichtet; aber ich bitte, diesen Gedanken ganz und für immer fallen zu lassen."

„Seltsamer Mensch," murmelte Rovella vor sich hin, und lauter fügte er hinzu: „Ein Anderer an Ihrer Stelle würde sich nicht lange besinnen, sondern zugreifen."

„Mag sein; ich habe aber nicht an meinen Vortheil gedacht, sondern ich handle, wie es mir Pflicht und Ueberzeugung vorschreiben. Signor Paolo muß allein Chef der Firma sein, ein Zweiter an seiner Seite wäre, ich wiederhole es, ein Unglück."

„Nun gut. So werden Sie aber wenigstens darauf eingehen, daß ich Ihnen eine lebenslängliche Stellung in unserem Hause sichere. Sie sollen Paolo's erster Beamter sein und bleiben können, so lange es Ihnen gefällt."

„Auch das nicht, Herr! Signor Paolo soll keine Verpflichtung übernehmen, die er nicht selbst freiwillig eingegangen ist."

„Sie sind ein Starrkopf, lieber Luschan. So will ich mit Paolo darüber reden, ich bin gewiß, er wird Ihnen dann freiwillig dasselbe anbieten."

„Ich bitte dringend, dies zu unterlassen. Signor Paolo soll nicht beeinflußt werden, etwas für mich zu thun. Ich werde ihm treu und eifrig dienen, so weit ich es vermag; will er mich gebrauchen, an mir soll es nicht fehlen, aber er muß selbst von meiner Verwendbarkeit überzeugt sein. Ist er es, so wird er mich an seiner Seite behalten, miß-

falle ich ihm, so würde ich ihm und dem Hause auch nichts nützen können, sondern nur schaden, wenn er gezwungen wäre, mich lebenslänglich auf dem ersten Posten zu belassen."

„Wenn er Sie nun plötzlich entläßt?"

„So werde ich gehen mit dem Bewußtsein, meine Pflicht allezeit erfüllt zu haben."

„Dieses Bewußtsein schützt aber nicht vor Noth."

„Noth?" Der Mann richtete sich auf und seine Glieder schienen förmlich zu wachsen. „Luschan wird nie Noth leiden, so lange er arbeiten kann, und er wird arbeiten, so lange er lebt. Signor Paolo wird *mich* vielleicht brauchen, ich aber *ihn* gewiß *nicht*."

„Ei, wie stolz das klingt! — Nun ja, Sie haben das Recht, so zu sprechen, Sie sind ein ganzer Mann, ein eherner Charakter." An beiden Händen faßte ihn Rovella und drückte diese warm, mit aufrichtiger Bewunderung und freundschaftlicher Rührung sah er ihm in die Augen, und es war kein leeres Wort, sondern aus der vollen Tiefe des Herzens kam es: „Ich gäbe etwas darum, dürfte ich Sie meinen Sohn nennen."

Einen Augenblick lang zuckte es im Gesichte Luschan's seltsam auf, als hätten diese Worte sein Gemüth getroffen, aber rasch ging diese Bewegung vorüber und mit unerschütterlicher Ruhe erwiederte er: „Dessen wäre ich nicht würdig, Herr. Ich bleibe am besten, was ich bin."

„Ich werde Ihrer stets als Freund gedenken," sagte, nun auch wieder gleichmüthiger geworden, Rovella und fügte kurz hinzu: „Wir werden dieser Tage dann Alles

Nöthige einleiten, damit Paolo die Firma übernehmen kann. Machen Sie mir bald Ihre Vorschläge, denn Sie haben offenbar die Sache schon lange überdacht. Vorläufig bleibt das noch unter uns. Nicht wahr? Auch Paolo braucht es nicht früher zu erfahren."

Mit einer grüßenden Handbewegung entließ Rovella den Mann, der ihm mit wenigen Worten die Herrschaft in seinem eigenen Hause entwunden hatte.

11.

Paolo war nicht sehr erfreut gewesen, als am selben Tage Luschan kurz vor Schluß der Geschäftsstunden unten sich ihm genähert und leise zugeflüstert hatte: „Besuchen Sie mich heute Abend."

Der Besuch paßte ihm nicht in seine Pläne, er hatte mit einigen Freunden eine Spielpartie verabredet, und es war ihm um jede Stunde leid, die er seinem Vergnügen entziehen sollte. Er versuchte auch einige Einwendungen; ob es so dringend sei, vielleicht könnte es sich auf eine andere Zeit verschieben lassen. Aber Luschan's bestimmtes Wort: „Es ist dringend nothwendig!" machte ihn gefügig.

So stieg er denn, widerwillig genug, Abends zu der Wohnung Luschan's empor und sein erstes Wort beim Eintritte war: „Machen Sie aber schnell ab, was Sie mir zu sagen haben. Ich werde erwartet."

„Diesmal werden Ihre Genossen sich eben gedulden müssen," antwortete Luschan kühl. „Das, um was es sich heute handelt, läßt sich nicht so schnell abthun."

„Ist's etwas sehr Unangenehmes?"

„Haben Sie vielleicht wieder Unangenehmes zu fürchten?"

Die Frage war in einem so eigenthümlichen Tone gestellt, und der Blick Luschan's war so durchdringend auf den jungen Mann gerichtet, daß dieser scheu zur Seite blickte und mit unsicherer Stimme antwortete: „Ich wüßte nichts Bestimmtes, aber —"

Er brach jäh ab, als fürchte er, sich zu verrathen.

„Sie können diesmal unbesorgt sein," fuhr Luschan fort. „Es ist nichts Unangenehmes, außer Sie würden es als ein Unglück betrachten, daß Sie Chef der Firma werden."

„Nun, dazu ist wenig Aussicht," meinte leichthin Paolo, „das Geschäft läßt der Alte nicht los, und ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt je sein Nachfolger werde. Er hält nicht besonders viel auf mich!"

„Ah, das sind Thorheiten," erwiederte ungeduldig Luschan, „ich sage Ihnen, längstens über vier Wochen sind Sie Chef des Hauses Novella. Die Sache ist abgemacht."

Paolo sah den Häßlichen groß an, er war blaß geworden, und wie Frösteln lief es ihm dabei über die Haut. Ein furchtbarer Gedanke war ihm blitzgleich durch das Hirn geschossen. „Was soll mit meinem Vater geschehen?" stammelte er endlich mühsam hervor.

„Was weiß ich; er wird sich eben zur Ruhe setzen wie so viele Andere."

Paolo athmete erleichtert auf, er hatte allen Ernstes zu hören erwartet: bis zu dem oder jenem Tage wird der Alte todt sein.

„Dazu wird er sich nicht verstehen; ich kenne ihn zu gut," bemerkte er, „freiwillig wird er niemals gehen wollen."

„Wer sagt, daß er nicht gehen wird? — Wenn ich sage, die Sache ist abgemacht, so heißt das ebensoviel, daß Ihr Herr Vater mit dem Arrangement vollkommen einverstanden ist, und bereits daran ist, die nöthigen Schritte hierzu zu thun."

„Das ist nicht möglich!"

Luschan zuckte verächtlich mit den Schultern und würdigte diesen Ausruf keiner Antwort.

„Was hat nur dieses Wunder bewirkt?" forschte Paolo weiter, der noch immer seine volle Fassung nicht wieder gefunden hatte.

„Ich hatte ihm dargelegt, daß es nothwendig sei, und Ihr Herr Vater ist ein zu klarer Kopf, um nicht vernünftige Gründe einzusehen und zu würdigen."

„Sie sind ein furchtbarer Mensch, Luschan," kam es unwillkürlich über die Lippen Paolo's. Es war ein Ausbruch von Empfindung, in der That hatte es für ihn etwas Furchtbares, wie dieser Mann Allerlei durchzusetzen wußte, was Jeder für unmöglich gehalten hätte.

„Fürchten Sie sich vor mir?" fragte spöttisch Luschan.

„So dürfen Sie es nicht nehmen," entschuldigte sich eifrig Jener. „Ich wollte damit nur sagen, daß Sie so außerordentliche Dinge zu Wege bringen, die man anstaunen muß und daß man daher einen gewaltigen Respekt bekommt. — Uebrigens, ich möchte Sie wirklich nicht zum Feinde haben."

Ein flüchtiges Lächeln — kaum einen Augenblick lang — zeigte sich auf dem Gesichte Luschan's; dieses kaum bemerkbare Zucken war der einzige Ausdruck des innerlichen Jubels, den die letzten Worte Paolo's hervorriefen: „Ich möchte Sie nicht zum Feinde haben!" Das war eine unzerreißbare Kette, welche den künftigen Chef des Hauses Rovella widerstandslos zum Hörigen des Mannes machte, der das Ende dieser Kette in Händen hielt. Dankbarkeit, Vertrauen, selbst Eigennutz und Interesse hätten niemals so sichere Bande werden können, wie es die Furcht war. Schwache Menschen mit leichtem Sinn und schwankendem Charakter sind in Allem und Jedem wankelmüthig, nur im Fürchten nicht.

„Glauben Sie also endlich, was ich Ihnen sagte," fing Luschan nach einer Weile an. „Sie müssen sich jetzt mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie die Leitung einer Firma übernehmen, welche einen Weltruf besitzt."

„Das habe ich Ihnen zu danken, lieber Luschan," fiel ihm Paolo in's Wort und mit wirklich herzlichem, warmem Tone fügte er bei: „Ich werde dies niemals vergessen. Sie sollen Theilhaber der Firma werden."

„Das hat mir bereits Ihr Herr Vater angeboten," entgegnete Luschan kühl, „und ich habe es abgelehnt."

„Abgelehnt?!"

„Jawohl, abgelehnt; und ich danke daher auch Ihnen für das liebenswürdige Anerbieten."

„Ja aber, Sie wissen doch am besten, daß ich allein die Geschäfte nicht bewältigen kann, ich muß Jemanden

zur Seite haben, der das beſſer verſteht als ich, auf den ich mich vollſtändig verlaſſen darf."

„Die Beamten und Angeſtellten des Hauſes ſind ja verläßlich, und auf dieſe können Sie rechnen."

„Wohl, ich weiß es; vor Allen aber rechne ich auf Sie. Nicht wahr, Sie werden mich nicht im Stiche laſſen! So reden Sie doch," fuhr er mit heftiger Ungeduld fort, als Luſchan nur ganz eigenthümlich lächelte, „welche Stellung wollen Sie denn eigentlich?"

„Ich habe die Theilhaberſchaft abgelehnt, ebenſo auch das Anerbieten Ihres Vaters, mindeſtens lebenslänglich Prokuriſt der Firma zu bleiben, was kann ich alſo noch wollen?"

„Das frage ich eben Sie!"

„Erräth Ihr Scharfſinn, Signor Paolo, wirklich nicht, was allein noch einem Manne zu wünſchen übrig bleibt, der vorſichtig gewiſſe Wechſel aufbewahrt und einen Zeugen gefunden hat, der zugegen war, als dieſe Wechſel in der Salita al promontorio unterſchrieben wurden."

„Zum Teufel!" fluchte Signor Paolo, „das haben Sie auch herausgebracht?"

„Wie Sie hörten, ja."

„Was bezwecken Sie nun mit dieſer — dieſer Drohung?"

„Ich Ihnen drohen?!" Luſchan wehrte mit einer Geberde dieſe Annahme von ſich. „Bei Gott, das liegt mir ferne. Ich wollte nur unſer gegenſeitiges Verhältniß klarſtellen."

„Ich bin noch immer nicht im Klaren darüber," murrte Paolo, indem er aufſprang. „Ich bin nicht in der Laune,

Räthsel zu lösen; meinethalben thun Sie, was Sie wollen, am liebsten wäre es mir, Sie übernähmen das ganze Geschäft."

„Wenn nun in der That dies meine Absicht wäre?"

Paolo wurde durch diese in kühlem Tone gestellte Frage denn doch ein wenig verblüfft. „Ei, was Sie sagen!" stieß er hervor.

„Ich schlage Ihnen ein Abkommen vor," fuhr Luschan fort. „Sie haben weder Lust zu den Geschäften, noch auch die nöthige Erfahrung. Ist's nicht so?"

Paolo nickte und sah erwartungsvoll sein Gegenüber an.

„Ich überlasse Ihnen nun die Rolle des Chefs, Sie dürfen über die Mittel verfügen, deren Sie bedürfen, um ganz nach Gefallen zu leben, zu glänzen und zu genießen. Die Arbeit behalte ich mir vor, ich werde die Firma leiten, und alle Dispositionen treffen, die nöthig sind; Sie haben nichts Anderes zu thun, als zu zeichnen."

„Ah!" Paolo begann zu begreifen, was Luschan fordere. „Ich soll also künftighin einfach nur Alles unterschreiben, was Sie mir vorzulegen belieben werden? Das ist eine starke Zumuthung!"

Luschan zuckte mit den Schultern. „Ich denke, Sie könnten zufrieden sein, daß Ihnen alle Sorge abgenommen wird. Sie genießen die Früchte, während ein Anderer arbeitet."

„Welchen Vortheil haben Sie davon?" fragte Paolo.

„Ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, selbstständig eine große Firma leiten zu dürfen. Ich bin nun einmal ehrgeizig und will meine Ideen verwirklichen."

Signor Paolo schüttelte den Kopf und dachte eine Weile nach. Der Vorschlag Luschan's war, wie er wohl empfand, demüthigend für ihn, er sollte einfach ein willenloses Werkzeug in der Hand dieses Mannes werden, mit seinem Namen decken, was dieser unternehmen würde, ohne prüfen oder einreden zu dürfen. Die Leichtlebigkeit aber, die in seinem Wesen lag, schwächte diese Bedenken bald ab. Was wollte er auch thun? Sich mit Luschan überwerfen, damit dieser etwa dem Vater enthülle, welche Bewandtniß es mit gewissen Wechseln habe? Eine solche Enthüllung konnte üble Folgen haben. Nahm er aber den Vorschlag an, dann hatte er ein sorgenloses Leben vor sich; Zeit und Geld ständen ihm frei zu Gebote. Wahrlich, die Wahl konnte da nicht schwer sein.

„Ich gehe auf Ihren Vorschlag ein," sagte er endlich.

„Der Ordnung wegen wollen wir das schriftlich abmachen," erwiederte Luschan, indem er sich erhob, um Papier und Schreibzeug zu holen.

Signor Paolo machte eine Bewegung der Ungeduld. „Muß das heute noch sein?"

„Wozu es verschieben? Die Sache ist dann ein- für allemal erledigt."

„Nun denn, was soll ich schreiben?"

Paolo setzte sich an den Tisch und nahm die Feder zur Hand.

„Ich werde mir erlauben, es Ihnen anzugeben. — Bitte also!" Er fing an langsam Wort für Wort zu diktiren: „Ich ertheile hiermit dem Herrn Spiridion Luschan unbeschränkte Vollmacht, in allen geschäftlichen

Angelegenheiten in meinem Namen zu handeln, wie es ihm gutdünkt, ich erkenne ausdrücklich alle Geschäfte, die von dem Genannten eingegangen werden, als für die Firma Rovella & Comp. verbindlich an, und verpflichte mich, unweigerlich meine Unterschrift unter alle Schriftstücke zu setzen, welche Herr Spiridion Luschan mir vorlegen wird."

Bis hieher hatte Paolo geschrieben, ohne einen Einwand zu erheben. Jetzt sah er doch auf und bemerkte: „Dazu will ich denn doch einen Zusatz machen: ‚soweit diese die Geschäfte der Firma Rovella & Comp. betreffen.'"

„Schreiben Sie diesen Zusatz nieder; ich hatte dies übrigens als selbstverständlich betrachtet," gab Luschan zur Antwort.

Paolo schob nun den Bogen seinem künftigen „Herrn" hin — denn dazu machte diese Vollmacht in Wahrheit den Untergebenen. Luschan las die Schrift aufmerksam durch und verschloß sie dann in der Tischlade.

„Sind wir fertig? Oder haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte Paolo, indem er nach seinem Hute griff.

„Einen wohlgemeinten Rath will ich mir noch gestatten."

„Das wäre?"

„Meiden Sie ein gewisses Landhaus bei Prosecco. Es ist gefährlich, sich in dessen Nähe zu wagen."

„Wissen Sie dies auch?" murrte Paolo. „Sie scheinen sich sehr um meine Angelegenheiten zu bekümmern."

„Ich weiß, daß Sie mit Ihren Freunden gewettet haben, die stolze Contessa Rajevitsch zu gewinnen. Geben Sie die Wette für verloren!"

„Weshalb? — Ich trete ja auch hier nur die Erbschaft meines Bruders an," fügte er spöttisch hinzu.

„Ich wiederhole, daß Sie gut thun würden, jeden Gedanken an die Contessa aufzugeben."

„Wenn ein Anderer mir dies sagen würde, müßte ich glauben, der Neid eines Nebenbuhlers spreche aus ihm. Sie aber, lieber Luschan, sind vor einem solchen Verdacht gefeit; es wäre zu toll." Paolo lachte laut auf; setzte aber dann sofort ernsten Tones hinzu: „Ihren guten Rath werde ich nicht befolgen. Die Contessa ist zu schön, und ich liebe sie, daß ich um ihretwillen einen Mord begehen könnte."

„Einen Mord?" wiederholte in dumpfem Tone Luschan.

„Ja, mit diesen Händen da erwürgte ich den, der mir in den Weg träte." Er trat einen Schritt näher an Luschan heran, der mit verschränkten Armen dastand und zu Boden sah. „Ich habe Alles gethan, was Sie von mir wollten, weil ich nicht den Muth habe — Sie verstehen mich, was ich meine; um dieses Weibes willen aber wäre ich zu Allem fähig — zu Allem. Addio."

12.

Luschan hatte die schwere Thüre hinter dem Besucher versperrt und ging nun in sein Zimmer zurück. Wer ihn jetzt hätte beobachten können, der wäre sicher erschreckt worden durch die gewaltige Veränderung, die sich in Miene und Haltung des Mannes vollzog.

Ein zur Folter Verdammter konnte kein schmerzhafteres

Aussehen zeigen, als dieser Mann, der schwankte, gerüttelt und geschüttelt, als hätte ihn das gelbe Fieber ergriffen. Frostig war es ihm und sein Athem ging schwer; mit fieberglänzenden Augen in die dunkelste Ecke des Raumes stierend, röchelte er dumpf einige Worte hervor, die kaum ein Scharfhöriger verstanden hätte, ihm selbst aber wie Donnerhall in den Ohren klangen: „Er liebt sie wahnsinnig, so — wie ich! Nein, so doch nicht! — Wie sagte er? Mord! — Erwürgen! — Ich könnte es auch; bei Gott, ich könnte es!“ Einige Minuten lang brütete er über den Gedanken. „Wie dumm! Was hälfe es auch?“

Die Vernunft hatte den Sieg über die Leidenschaft davongetragen, die wie ein Frühlingssturm die Seele dieses Mannes erschütterte.

„Zu toll“ hatte Paolo den Gedanken gefunden, daß der häßliche, verwachsene Mann, der arme Schelm, der sein Brod in fremdem Dienste erwarb, seine Augen erheben könne zu einem schönen Weibe. Wie einen Peitschenhieb hatte Luschan diese Bemerkung empfunden; sein Verstand sagte ihm ja, daß es wahrhaft toll sei, die Contessa zu lieben. Was konnte er aber dafür, es war nun einmal so.

Luschan hatte Contessa Caterina zum ersten Male gesehen, als er nach der Abreise des Vulkan im Auftrage des Chefs sie besuchte, um ihr die Gastfreundschaft des Hauses Rovella anzubieten und ihr einen Brief Carlo's zu überbringen, der in den letzten Stunden ihn zum Vertrauten seines Liebesleides gemacht hatte. Die Noth hatte Jenen dazu gezwungen, Carlo wußte eben Niemanden, den

er als Boten mit seinen letzten Grüßen an die Braut senden sollte, von welcher ihn das Verhängniß riß. Er hatte einen Brief geschrieben, den Luschan der Contessa überbringen sollte, und nach einigem Bedenken sich auch entschlossen, diesen zu bitten, sich des verlassenen Mädchens schützend anzunehmen.

Bei jenem Besuche nun hatte Caterina's Erscheinung auf Luschan einen Eindruck gemacht, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Es war ja zum ersten Male, daß er einem schönen Weibe Aug' in Aug' gegenüberstand und mit ihm sprach. Die seltsame Eigenart des Mädchens erhöhte noch den Zauber ihrer Anmuth, dem er widerstandslos unterlag. Die Contessa lehnte das Anerbieten ab, das ihr Rovella stellen ließ, und Luschan bemühte sich auch gar nicht, sie zur Annahme zu überreden, um so eifriger dagegen bot er seine eigenen Dienste an und erhielt auch die Erlaubniß, öfter nachsehen zu dürfen, ob sie etwas bedürfe.

Er kam denn auch allwöchentlich, einen Vorwand dazu bot ja, daß er ihr zur Bestreitung des Haushaltes Vorschüsse auf das Gehalt des Vaters brachte.

Schon bei dem zweiten Besuche hatte er auch den Bruder Andrea in dem Hause gefunden, der wieder zurückgekehrt war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihm keine Gefahr wegen jenes Ueberfalles auf Carlo drohe. Mißtrauisch und feindselig war Andrea ihm zuerst entgegengetreten, aber bald hatte sich das geändert, die Häßlichkeit Luschan's hatte Andrea's Argwohn entwaffnet, und die Beiden wurden Freunde. Es war ein seltsames Paar; dieser kluge, berechnende Geschäftsmensch mit seinem ab-

stoßenden Aeußeren, und der kräftige rauhe Mann, der einem verwetterten Wildschützen ähnlich sah, beschränkten Geistes und gewaltthätig, und nur von einem einzigen edleren Gefühle beseelt: der Liebe zu seiner Schwester.

Contessa Caterina achtete des Bruders wenig, sie sah in ihm nur den rohen Burschen, der nicht viel besser als ein Bauernknecht sei; und seine hündische Anhänglichkeit war ihr lästig. Mit kurzen herrischen Worten trieb sie ihn von ihrer Schwelle weg, die er nicht zu überschreiten wagte, es machte ihn schon glücklich, wenn er nur in das Zimmer blicken konnte.

Luschan hatte bald eine ziemliche Gewalt über den Burschen gewonnen und konnte dessen treuer Anhänglichkeit sicher sein. Dennoch hätte ihn einmal Andrea fast erwürgt, im Zorne über ein einziges Wort, das Luschan gewagt hatte. Von Caterina hatten sie gesprochen, und Luschan wollte den Freund ausholen, wie dieser über eine gewisse Frage denke, welche seit geraumer Zeit ihn beschäftigte.

„Du wirst wohl bald einen Schwager in's Haus bekommen," hatte Luschan so leichthin bemerkt und dabei verstohlen Andrea beobachtet.

„Schwager? Schwager? Was soll das?" Der Bursche bog sich zusammen wie eine wilde Katze vor dem Sprunge.

„Nun, Du Narr; die Contessa wird doch nicht ewig ein Klosterleben führen wollen! Auf einmal wird Einer kommen und — dann gibt es eine lustige Hochzeit."

„Nie! Ich erwürge ihn!" stieß Andrea hervor und krampfte die Finger in der Luft.

„Oho, das wäre eine schöne Geschichte! Höre 'mal, Andrea, würdest Du jeden Freier so empfangen?"

„Jeden; weh' Einem, der mir in das Haus kommt."

„So? Also wenn ich selbst —"

Luschan konnte den Satz nicht vollenden, Andrea hatte ihn um die Mitte gepackt und in die Luft gehoben wie einen Federball. „Ich werfe Dich zum Fenster hinaus," knurrte er.

Der Verwachsene verlor seine Geistesgegenwart nicht. „Du Narr Du, laß mich doch los, willst Du denn keinen Scherz verstehen?"

Andrea setzte ihn wieder sachte zu Boden und fast demüthig bat er: „Nicht so reden, ich vertrage es nicht."

Wenn Luschan also darauf gerechnet hatte, in dem Bruder einen Fürsprecher bei der Schwester zu finden, so sah er sich arg enttäuscht; im Gegentheil mußte er jetzt erkennen, daß eine Werbung um Caterina eine gar gefährliche Sache sei. Diese Schwierigkeit schreckte ihn jedoch wenig; wenn es nöthig sein sollte, würde er den ungeberdigen Bruder schon unschädlich zu machen wissen, dachte er.

Um so eifriger suchte er nun die Gunst der schönen Jungfrau zu erwerben, die ihm, wie er glaubte, ja dankbar sein mußte, daß er in ihre öde Einsamkeit einige Abwechslung brachte. Mit jedem Tage wuchs seine Leidenschaft, jeder freundliche Blick zeitigte neue Hoffnungen in seiner Seele, und mit zitternder, gieriger Hand glaubte er schon nach dem köstlichen Preise langen zu dürfen, für den er eine Welt geopfert hätte, wenn er ein

Gott gewesen wäre. Er pries es als ein Glück, daß Andrea seine Schwester fast wie eine Gefangene bewachte, denn das hielt ihm Nebenbuhler ferne, an die er nicht denken durfte, ohne von einem Zittern befallen zu werden. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß dieses Dornröschen von Einem entdeckt wurde, den Luschan am allerwenigsten auf seinem Liebespfade zu begegnen gewünscht hatte.

Auf der Hühnerjagd war einmal Paolo auch in die Nähe des Landhauses gekommen und hatte zufällig Caterina an dem Fenster erblickt. Der junge Mann war Abenteuern nicht abhold, und er schlich und strich nun öfter um das Haus, es gelang ihm auch, von einem glücklichen Zufalle begünstigt, von Andrea unbemerkt ein Briefchen der Contessa zu schicken, das jedoch sehr wenig Eindruck auf Caterina machte. Da er keine Antwort erhielt, beschloß er, kühner geworden, geradeswegs in das Haus zu dringen; zu einer unglücklichen Stunde, denn Andrea war diesmal zu Hause und empfing den Besucher wenig gastfreundlich. Paolo, der ihn nicht kannte, hatte ihn für einen Dienstknecht gehalten und ihm ein Geldstück geben wollen, damit er ihm eine Unterredung mit Caterina verschaffe. Die Antwort fiel gröblich aus, statt zu der gewünschten Unterredung kam es zu einer Schlägerei, in welcher Paolo nicht Sieger blieb.

Niemand freute sich dessen mehr als Luschan, als er die Geschichte erfuhr; durfte er doch hoffen, daß dies unliebsame Erlebniß Paolo gründlich abschrecken würde. Doch darin hatte er sich getäuscht; der junge Mann

schien jetzt erst recht darauf zu bestehen, die Contessa zu „erobern".

Die Erklärung, welche Signor Paolo nun abgegeben hatte, konnte Luschan nicht im Zweifel darüber lassen, daß dieser Nebenbuhler nicht weichen werde. Luschan hatte den Charakter des jungen Mannes zu genau ergründet, um nicht ohne Weiteres daran zu glauben, daß Paolo in der That um eines Weibes willen zu Allem fähig sei. In diesem Punkte versagte die Macht, welche Luschan auf den jungen Chef ausübte.

Was nun thun? Das war eine Frage, die selbst einen Menschen wie Luschan toll machen konnte. Als er spät nach Mitternacht sein Lager aufsuchte, hatte er zwar noch keine Lösung, wohl aber eine vorläufige Antwort gefunden, und diese lautete: mit der Contessa sprechen.

Am nächsten Nachmittage fand sich Luschan in dem Landhause ein. Es war kühl und frisch, Regenschauer zogen ab und zu vom Karst herüber, auf dem Himmel wechselten mattblaue Stellen mit dunklem weißrandigem Haufengewölk, und auf dem Meere sah man breite graue Streifen neben stahlfarbenen; über jenen gingen eben die Güsse nieder. Auf die Contessa schien das Wetter erregend gewirkt zu haben, die schlaffe träumerische Ruhe, die man so oft an ihr bemerkte, war gewichen, ihr Wesen schien von einer energischen Spannkraft belebt zu werden. Sie hatte aus der Truhe, in welcher noch die Kleider ihrer Mutter verwahrt waren, ein Gewand hervorgesucht, wie es die Bräute tragen, die noch an der alten Volkstracht festhalten, und dazu all' den bunten Schmuck angelegt, der

den mütterlichen Schatz gebildet hatte. So fand sie Luschan, und sie däuchte ihm in dieser Stimmung und Gewandung doppelt schön. Im Brautgewande empfing sie ihn; sollte er dies als gutes Vorzeichen deuten?

Unwillkürlich gab er diesem Gedanken Ausdruck. „Harrt Contessa Caterina des Freiers? — Er ist gekommen! — O wie herrlich Sie sind, Contessa!"

Er brachte die Worte mit heiserer Stimme hervor, und sein ganzer Körper zitterte. Die Contessa warf den Kopf zurück und sah ihn von oben herab an, sagte aber nichts. Luschan streckte die Hand aus, und seine dürren, feuchtkalten Finger umklammerten das Handgelenk Caterina's.

„Meine Braut sollen Sie sein! — Mein für alle Zeit," stieß er hervor. „Deshalb bin ich gekommen —"

Die Contessa lachte hell auf; mit einer kurzen Bewegung ihres runden kraftvollen Armes schüttelte sie die Hand ab, und der heftige Ruck ließ Luschan zurücktaumeln.

„Ihre Braut? Ich? Was ist in Sie gefahren, Luschan?"

Sein Athem ging schwer, die Nasenflügel, der Mund zuckten; die Augen drängten sich in den Höhlen vor. „Verlangen Sie Alles, ich schaffe es Ihnen; Alles, was Sie zum Glück bedürfen — ich — ich liebe Sie so sehr —"

Mit einem verächtlichen Blicke wandte sie sich ab. „So sprach auch der Andere, der Thor, der sich wie ein Schuljunge fortschicken ließ. ‚Verlange!' sagt man und verspricht Alles zu gewähren; weiß denn Einer von euch, ob er im Stande ist, seine Versprechen zu erfüllen? Nein;

ihr wißt es nicht und wollt es auch nicht wissen; es sind ja doch nur leere Worte, die uns täuschen sollen. ‚Verlange Du, und ich gewähre,‘ sagt der Mann, und er denkt doch: ‚Ich verlange, und Du gewährst.‘ Der Mann will das Weib besitzen, weiter nichts; ich aber will nicht Besitzthum, sondern selbst Herrin sein. — ‚Alles verlangen! — Alles schaffen!‘ Sagt dies doch einer Bauerndirne, für die ein buntes Tuch, eine rothe Korallenschnur Alles ist.“

Und wieder traf ihn ein Blick, der seine Gestalt maß, der den vernichtenden Hohn ihrer weiteren Worte noch bitterer machen sollte: „Das Weib eines Zwerges zu werden! Welch ein Glück!“

Mit zuckenden Lippen hatte Luschan zugehört; er empfand ein Gefühl, wie Einer, der in einem tiefen Moor versinkt; langsam, Zoll für Zoll in den feuchtkalten Schlamm untertaucht, der die Brust zusammenschnürt und die Glieder lähmt. Das letzte Hohnwort aber traf ihn wie ein Hieb mit glühendem Stahlstab.

„Vergessen Sie nicht, Contessa, daß die Zwerge oft mächtiger sind, als die Riesen!“

Einen unerwarteten Eindruck riefen diese Worte hervor; es war nicht die halbe Drohung, die in ihnen lag, was die Contessa bewog, mit einer heftigen Bewegung, die mehr Erstaunen wie irgend eine Furcht ausdrückte, sich zu Luschan zu wenden. Er hatte aber unbewußt eine Saite ihres Gedankenlebens berührt, deren Widerhall in ihrem Gemüthe nachklang. Sie hatte ja die phantastischen Märchenbücher gelesen und immer wieder gelesen, in denen von Zwergen und Prinzen und Prinzessinnen die Rede

war; sie war vertraut mit diesen poetischen Gebilden der Volksseele, und darum gewannen die Worte Luschan's für sie eine Bedeutung, an die Jener wohl kaum gedacht hatte.

Ja wohl, die Zwerge sind mächtig und vermögen Glück zu spenden, so steht es in den Märchen. Aber ebenso steht es auch darin, daß der häßliche Zwerg in einen jugendlichen Prinzen sich verwandeln muß, damit die Prinzessin ihm freiwillig und liebend ihre Hand reiche.

Das war ihr durch den Kopf gegangen und dem lieh sie nun Worte. „Die Zwerge mißbrauchen aber ihre Macht, wenn sie an sich fesseln wollen, was nicht für sie bestimmt ist. Die guten Zwerge handeln selbstlos."

„Und man lohnt es ihnen mit Undank," warf in bitterem Tone Luschan ein.

„Nicht immer!"

Eine Stille trat ein. Eben zog wieder ein Regenschauer vorbei, und große Tropfen klatschten an die Fensterscheiben, durch welche nur spärliches graues Licht drang.

Nicht immer! — Diese zwei Worte wiederholte Signor Luschan für sich; sie lenkten seine Gedanken in eine neue Bahn. Die furchtbare Brandung leidenschaftlicher Empfindungen, welche in der Seele dieses Mannes während der letzten Minuten getobt hatte, brach sich an der unerschütterlichen Granitklippe seines Verstandes. Auf Augenblicke konnte vielleicht der Gischt über diese Klippe zusammenschlagen, in der nächsten Pause ragte sie gewiß wieder hoch über die Wogen hinaus. Schmerzhaft genug hatte es seine Seele getroffen, im wilden Trotz bäumte sich sein ganzes Wesen gegen das Schicksal auf; sein Herz

brannte noch, aber der Kopf war kühl geworden, und in jener Gluth schmiedete der Verstand die Waffen für einen neuen Kampf.

„Was verlangen Sie denn eigentlich vom Leben, Contessa? Wie stellen Sie sich das Glück vor?“ fragte er plötzlich in dem ruhigen Ton eines älteren Freundes, der wohlwollend den jüngeren belehren will.

„Was ich verlange?“ Die Contessa setzte sich auf das Ruhebett und stützte ihr Kinn auf die Hand. „Da drinnen weiß ich's — aber ich vermag es nicht zu sagen, was ich immer vor mir sehe, wenn ich die Augen schließe. Herrlich soll Alles um mich sein, blühen und funkeln und duften, und geschehen soll, was ich will.“

Luschan lächelte unwillkürlich, so wenig sonst seine Stimmung zur Heiterkeit angethan war. „So vermag nicht einmal eine Königin ihr Leben zu gestalten.“

„Königin!“ Sie griff das Wort auf und träumte weiter. „Ja, das ist's, was ich ersehne. Wie süß muß es sein, durch die Welt gehen und sagen zu dürfen: ‚Alles, was ich da sehe, ist mir unterthan, und mein Gebot ist Gesetz, das erfüllt wird.‘“ Sie sprang plötzlich auf. „Ich werde fortgehen, in die Welt hinaus, ich will mir selbst suchen, wonach ich mich sehne —“

„Ein Königreich?“ spottete Luschan. „Sie vergessen, Contessa Caterina, daß die wirkliche Welt denn doch ein wenig anders ist, als jene, die Ihre Märchenbücher da schildern. Ich will Ihnen ganz genau sagen, wie es Ihnen ergehen würde. Sie reisen fort, sagen wir nach der Hauptstadt; sie irren dort in dem Gewühle umher,

bis irgend Einer aufmerksam wird auf Sie, weil Sie schön sind. Dieser Eine wird vielleicht ehrlich sein — dann ist er ein armer Schlucker, wie ich, und wird Ihnen anbieten, was ich anbot; oder er wird Sie täuschen, und dazu würde wahrlich nicht viel Kunst gehören. Ist's nicht der Erste, so ist es der Andere, oder der Dritte, Vierte, Einer kommt schließlich zum Ziel; Sie haben nur die Wahl, entweder sich zu ergeben oder zu fliehen, um am nächsten Orte dasselbe Spiel zu finden. Glauben Sie, Contessa Caterina, einer der Großen der Erde würde Sie zu sich emporheben, um Ihre Träume zu erfüllen? Wären Sie wenigstens noch eine Schauspielerin, eine blind vergötterte Sängerin, solche erringen bisweilen einen Platz in den Kreisen der Hohen. Die Schönheit blos, Contessa Caterina, gewährt noch keinen Freibrief, um in jene Kreise dringen zu können."

Mit einer gewissen grausamen Wollust zerschmetterte Luschan dies luftige Gebäude der Vorstellungen, das der Contessa so viel Freude gemacht hatte. Die Rache that ihm wohl; hatte sie ihm gesagt, daß all' sein Empfinden, seine flammende Leidenschaft nur Tollheit sei, so vergalt er es ihr, indem er auch ihr Sehnen als eine Narrethei nachwies.

„Sie werden — vielleicht zu spät — erfahren, Contessa Caterina, daß Ihnen ein listiger Betrüger abschwätzt, was Sie so theuer verkaufen wollen: Ihre Liebe."

„Ich weiß nicht, was Liebe ist!" erwiederte sie kalt. „Ich werde niemals lieben."

Luschan richtete einen mißtrauischen Blick auf das selt-

same Geschöpf, welches Worte sprach, die so sehr alles weibliche Wesen verleugneten. Er begann an den Nägeln zu kauen, indem er schweigend einige Sekunden lang das Gesicht der Contessa prüfte.

„Wenn ich Ihnen nun einen Weg zeigen würde, der Sie mindestens nahe dem Ziele Ihrer Wünsche bringen könnte, wollten Sie diesen Weg betreten?"

„Wo wäre dieser Weg?"

„Ich sagte Ihnen vorhin, daß eine Rolle von der Art, wie Sie dieselbe begehren, Ihnen unerreichbar bleiben würde, wenn Sie draußen in der Welt dieselbe zu erkämpfen versuchen wollten. Um im Mittelpunkte der Gesellschaft thronen zu können, müssen Sie zuerst den Umkreis überschreiten, und diesen entscheidenden Schritt vermögen Sie nur zu thun an der Hand eines Gatten."

„Ich soll mich für immer fesseln an einen Mann?" Sie schüttelte mißmuthig den Kopf.

„Wer sagt denn für immer?" Er beugte sich etwas vor und sprach leiser und hastiger. „Man kann ja den Führer entlassen, sobald er entbehrlich oder unbequem wird. Ich biete Ihnen ein Bündniß an; soweit einem Menschen es möglich ist, werde ich alle Ihre Wünsche erfüllen; ich werde sinnen und trachten, um Ihren stolzen Traum zu verwirklichen; aber eine Bedingung stelle ich: mir allein dürfen Sie sich anvertrauen; wenn Sie nach etwas Verlangen tragen, soll nur ich es erfahren, und wenn Sie im Zweifel sind, was zu thun sei, dann werden Sie meiner Weisung folgen. Werden Sie den Vertrag eingehen?"

„Warum wollen Sie das für mich thun?“

„Weil ich Sie liebe.“

„Wieder das spaßhafte Wort?“

„Sie sagten vorhin, daß die Liebe der Männer nichts Anderes sei, als ein eigensüchtiges Begehren; nun denn, ich will Ihnen beweisen, daß es auch eine Liebe gibt, die nicht eigennützig ist. Ich bin Einer von den Zwergen, die selbstlos handeln.“

Sie lächelte und nickte. „Ich glaube und folge Ihnen. — Was soll nun zunächst geschehen?“

„Ich will Ihnen den Mann bringen, den Sie zum Gemahl nehmen werden.“

Sie verzog den Mund. „Muß das sein?“

„Es muß sein,“ sagte er kurz, nahm den Hut und ging.

Etwa dreißig Schritte vom Landhause entfernt blieb Luschan stehen und athmete schwer auf. Dann wandte er sich um und mit geballter Faust drohte er nach der Richtung hin, woher er gekommen. „Du mußt doch mein werden,“ kam es pfeifend zwischen seinen Zähnen hervor. „Ich kenne Dich jetzt und weiß, daß meine Zeit kommen wird.“ — Signor Luschan hatte ein Recht darauf, zu sagen, daß er das Wesen des seltsamen Mädchens erkannt habe; es war in der That so, und darum erschien auch der Plan, den sein nimmer rastender Geist entworfen hatte, aussichtsvoll genug.

* * *

Drei Tage später blieb Luschan im Comptoir vor dem Pulte Signor Paolo's stehen und sagte leise, daß Keiner der Anderen nur einen Laut vernahm: „Contessa Caterina ist bereit, Sie zu empfangen, wenn Sie ihr den Verlobungsring bringen wollen."

Paolo sah überrascht auf und fand nicht gleich Worte zu einer Frage, die ihm auf den Lippen schwebte.

„Ist Ihre Liebe groß genug, um der Contessa Ihre Hand zu bieten? Wenn nicht, dann bleiben Sie lieber ferne. Schwierigkeiten, die Ihr Herr Vater erheben könnte, brauchen Sie nicht zu scheuen, ich werde sie zu beseitigen wissen. Und noch Eins: Andrea wird fort sein, Sie haben also nichts zu besorgen." Dann kehrte Signor Luschan wieder auf seinen Platz zurück.

Paolo beeilte sich, dem Winke Luschan's zu entsprechen; noch am selben Tage suchte er das Landhaus auf, dessen Hüter, Andrea, in der That verschwunden war. Am Morgen nämlich hatte Luschan seinem Freunde die Nachricht gebracht, in der Gegend von Lipizza treibe sich ein riesiger Bär herum, der aus den Wäldern Krains hervorgebrochen sei. Andrea, ein leidenschaftlicher Jäger, hatte seine Büchse genommen und war nach Lipizza geeilt, dort sagte man ihm, man habe von einem Bären gehört, der den Bauern von Sessana Schaden zufüge, und als er nach Sessana kam, hieß es, das Unthier sei in den Wäldern des Nanosberges zu finden. —

Signor Luschan hatte sich nicht getäuscht in der Voraussetzung, daß Contessa Caterina ein Weib sei, mit dem ein „Geschäftsmann" Abmachungen treffen könne. Neben

dem phantastischen Elemente in ihrem Wesen fand sich auch ein kühl berechnendes, und diesem dankte es Luschan, daß er einen bestimmenden Einfluß auf die Contessa zu üben vermochte. Er hatte ihr gesagt, daß er Signor Paolo zu ihrem Gemahl bestimmt habe, und sie hatte keinen Widerspruch mehr erhoben.

Es gehörte fast übermenschliche Seelenkraft dazu, so zu handeln, wie es Luschan that, das mit leidenschaftlicher Raserei begehrte Weib einem Anderen auszuliefern. Der Mann gehörte aber zu Jenen, die ihren Weg auch mitten durch die Hölle nehmen, wenn kein anderer zum Ziele führt.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Herr Rovella war einigermaßen überrascht, als eines Tages Paolo bat, nach Schluß der Geschäftsstunden ihm eine Unterredung zu gewähren. Das Verlangen erschien so sonderbar und ungewöhnlich, daß der Vater seine Neugierde nicht bezähmen konnte.

„Wenn Du mir etwas mittheilen willst, so rede gleich, für Wichtiges habe ich immer Zeit. Was ist's also?"

„Ich wünsche Deine Einwilligung zu meiner Werbung zu erhalten."

Rovella sah erstaunt den Sohn an: „Du willst Dich also vermählen! Nun, mir ist's lieb, sehr lieb, für den Chef einer großen Firma taugt das lockere ledige Leben nicht. Es freut mich, daß Du so vernünftig geworden bist. Wen hast Du im Auge?"

„Ich fürchte nur, Du wirst nicht ganz einverstanden sein mit meiner Wahl." Nach einem kurzen Zögern fügte

er endlich hinzu: „Es ist Contessa Rajevitsch, die Tochter des verunglückten Kapitäns.“

Rovella schüttelte den Kopf. „Hm, ich hätte allerdings einen anderen Namen zu hören erwartet. Wie kommst Du zu diesem Mädchen?“

„Ja, das ist eine eigene Geschichte. Hier lies diesen Brief.“ Und er reichte ihm einen gefalteten Bogen. Der alte Herr fuhr zusammen, als er die Schriftzüge sah, und die Unterschrift ihm keinen Zweifel ließ, daß der Brief von Carlo herrühre. Und doch war er gefälscht!

„Wie kamst Du zu diesem Briefe?“ fragte er hastig.

„Der Bruder hatte ihn vor seiner Abreise Luschan übergeben mit der Weisung, wenn ihm ein Unglück zustoße, ihn mir einzuhändigen. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er nicht mehr zurückkehren werde.“

Rovella hörte nur halb zu, denn er hatte bereits die Zeilen gelesen, die ihn mächtig ergriffen:

„Wenn dieser Brief in eure Hände gelangt, so ist es nicht mehr die Botschaft eines Lebenden, sondern die eines Todten, dessen Bitte vielleicht Erhörung finden wird. Contessa Caterina war meine Braut; sie hatte mein Wort, daß sie eine Tochter Rovella's werden solle. Löset mein Wort ein, lasset sie an meine Stelle treten als Kind des Hauses. Mein Bruder möge sie in seinen Schutz nehmen und ihr das werden, was ich ihr sein wollte.

Carlo Rovella.“

Paolo beobachtete gespannt die Mienen des Vaters, der nachdenklich vor sich hinblickte. „Wann gab Dir Luschan diesen Brief?“ fragte er endlich.

„Gleich, als wir sichere Nachricht vom Untergange des Vulkan erhalten hatten. Ich wollte damals Dir nichts davon sagen, um nicht Deinen Schmerz zu vermehren, auch wünschte ich mich vorerst von den Verhältnissen zu unterrichten."

„Nun, und da hast Du gefunden?"

„Daß die Contessa würdig ist, Deine Tochter zu werden."

„Du willst also Deinem Bruder ein Opfer bringen?"

„Das Opfer ist leicht zu bringen. Ich liebe sie."

„Und die Contessa? Konnte sie Carlo so leicht vergessen?"

„Ich glaube," erwiederte Paolo etwas verlegen, „sie hatte Carlo's Werbung mehr aus Mitleid mit seiner Leidenschaft angenommen, als aus eigener tiefer Liebe. Sie war ihm geneigt, aber —"

„Das hindert sie nicht," unterbrach ihn scharf der Vater, „jetzt den Bruder in ihre Netze zu ziehen, weil dieser der Chef der Firma wird."

„Du beurtheilst die Contessa ungerecht," eiferte Paolo. „Sie ist ebenso stolz als schön, und niedrige Berechnung liegt ihr ferne."

Novella nickte. „Ich sehe aus Deinem Eifer, daß Du auch die Leidenschaft Deines Bruders geerbt hast. Nimmt sie auch Deine Werbung nur aus Mitleid an?"

„Was frage ich darnach? Ich würde Alles hingeben, um Sie mein nennen zu können. Sie wird mich lieben, sie muß mich lieben; sie kann nicht kalt und fühllos bleiben —"

„Wenn sie Deine Gluth sieht, meinst Du? — Nun,

ich will mich in solche Herzensangelegenheiten nicht mischen. Wenn Du glaubst, glücklich zu werden an ihrer Seite, ich will Dir nicht entgegen sein. Hat sie Dir eine Zusage gegeben?"

„Ich habe ihr Jawort, unter der Bedingung —"

„So? Also doch Bedingungen!"

„Daß Du selbst als Werber für mich erscheinst."

„Hm, das nenne ich stolz sein; die junge Dame scheint Selbstgefühl zu besitzen."

„Sie will Gewißheit haben, daß Du gerne und freiwillig sie als Tochter aufnimmst; sich aufzudrängen, dazu ist sie freilich zu stolz."

Rovella nickte beifällig. „Das gefällt mir. — Hast Du schon mit der Mutter gesprochen?"

„Nein, ich wollte vorerst Dich fragen."

„Es ist gut, wir werden über die Sache weiter sprechen."

Die Sache war bald in Ordnung gebracht, Frau Marie war glücklich in dem Gedanken, eine Tochter zu erhalten, Paolo's begeisterte Schilderung des jungen Mädchens, seine Betheuerungen, daß er ohne Caterina nicht leben könne, hatten das Herz der Mutter leicht gewonnen. Zwei Tage darnach stieg der alte Herr zu dem Landhause hinauf, etwas ungehalten zwar über den schlechten Pfad, aber mit vergnügter Spannung dem Augenblicke entgegensehend, in dem er in wohlgesetzten Worten seine Werbung vorbringen würde.

Contessa Caterina empfing den Kaufherrn mit stolzer Würde und Gelassenheit, nichts verrieth irgend welche Aufregung an ihr, als Rovella beinahe etwas befangen den Zweck seines Besuches erklärte, ruhig, ohne Zieren,

aber auch mit jungfräulicher Bescheidenheit gab sie ihr Jawort, und nahm den väterlichen Kuß hin, den der Kaufherr ihr auf die Stirne drückte.

Mit widerstrebenden Gefühlen trat Novella den Heimweg an; er hatte zwar die Contessa schon früher gesehen, aber doch wenig beachtet; erst jetzt hatte er sie eigentlich näher in's Auge gefaßt. Ihre Schönheit hatte auf ihn großen Eindruck gemacht, ihr Wesen, ihre Redeweise gefiel ihm, und doch hatte er etwas vermißt, worüber er sich selbst nicht recht klar werden konnte, das aber endlich in dem Seufzer Ausdruck fand: „So wie Marie ist sie doch nicht!"

Lebhafter wie jemals empfand er in diesem Augenblicke sein eigenes Glück, das ihm mit Frau Marie beschieden worden war, dem deutschen Weibe mit dem warmen treuen Herzen.

Noch am selben Tage wurde Contessa Caterina, wie es verabredet worden war, nach der Stadt abgeholt, wo sie im Hause einer mit den Novellas befreundeten Familie Aufnahme fand. Dort erwartete auch Frau Marie ihre künftige Tochter und empfing sie mit herzlicher Bewegung, welche selbst die Ruhe der Contessa etwas erschütterte und das Mädchen einen wärmeren Ton anschlagen ließ.

Der Tag der Hochzeit wurde sogleich festgesetzt; die außerordentlichen Umstände hatten es gerechtfertigt, daß die Frist möglichst abgekürzt worden war, und nichts schien das Glück der Verlobten zu bedrohen. Nur Einer dachte mit Sorgen an eine Gefahr, die noch in letzter Stunde alle Pläne vereiteln konnte; Luschan hatte Andrea nicht vergessen.

13.

In den Schluchten des Nanosberges suchte Andrea nach dem Bären, ohne dessen Fell er nicht heimkehren wollte. Wenn den Burschen einmal das Jagdfieber gepackt hatte, so vergaß er Alles; er brachte dann Tage lang in den Wäldern oder auf den öden Karstflächen zu, welche das südliche Krain erfüllen, schlief in den armseligen Hütten der Bergbauern oder öfter noch in einer Doline, jenen merkwürdigen Felstrichtern des zerborstenen Gebirges. Er hatte hier und da auch Freunde gefunden, welche ihm bei seinen Streifereien mit Rath und That behilflich waren, arme Leute, die sich freuten, ein fremdes Menschenangesicht zu sehen, und die für ein Stück Wildpret, das ihnen Andrea überließ, dankbar waren, wie für einen Schatz. Auch die Jäger kannten ihn, ließen ihn aber stets unbehelligt, da er ja vorzugsweise nur dem Raubwild nachging.

Andrea hatte sich ermüdet auf eine Platte hingestreckt, ein zwerghafter Erlenstrauch schützte zur Noth sein Gesicht vor den Strahlen der Sonne, die schon hoch am Himmel stand und die Nebel aus den Tiefen aufsog. Dunstige Schwüle lag in der Luft, und wie mit feinem Schleier aus Nesselgewebe war die Landschaft verhüllt. Neben der Platte, auf der Andrea im Halbschlummer lag, senkte sich ein steiler Einriß die Bergflanke hinab, ein mit allerlei Buschwerk bedeckter Graben, der bei Regengüssen die herabschießenden Wasser aufnahm. Ein Geräusch von brechendem Astwerk und rollenden Steinen schreckte Andrea auf, er

faßte die Büchse und schob sich an den Rand der Platte vor, so daß er die Schlucht übersehen konnte.

Doch nicht der Bär kroch da herauf, sondern ein Weib arbeitete sich durch das Buschwerk, ein seltsames Wesen, mit Augen, deren Schönheit unvergleichlich und zugleich unheimlich war.

Andrea kannte sie wohl, es war die Piukina, die Tochter einer „Zauberin" und — trotzdem sie wenig über zwanzig Jahre zählte — Wittwe eines „Vampyrs".

Ihr Mann, ein Beeren- und Kräutersammler, war einst im Walde todt gefunden worden, die Leiche hatte aber drei Tage lang ein so frisches Aussehen gezeigt, daß die Bauern schwuren, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und als dann die Leute das junge Weib schauten, das so weiß war wie der Karstkalk im Sonnenbrand, da stand es fest, daß der Todte ein „Vampyr" geworden sei, welcher Nachts der Piukina das Herzblut aussauge. Zur mitternächtigen Stunde wurde das Grab heimlich geöffnet und man fand die Leiche umgekehrt mit verkrümmten Gliedern in dem Holzkasten — nun war es klar, daß es wirklich ein „Vampyr" war. Unter Gebeten und Beschwörungen stieß man dem Körper einen spitzen Pfahl durch die Brust; es schien aber nicht viel geholfen zu haben, denn die Piukina blieb bleich, und ihre Hand fühlte sich stets eisigkalt an. Die Leute wichen ihr aus, selbst die muthigsten Burschen wagten es nicht, sich um die schöne junge Wittwe zu bewerben, so begehrenswerth sie auch erscheinen mochte, denn es ging das Gerede, sie sei im Besitze heimlicher Schätze. Einsam lebte das Weib in ihrer Hütte, einsam

durchstreifte sie die Wälder und Bergschluchten, um Beeren und Kräuter zu sammeln, und wer ihr begegnete, der schlug ein Kreuz.

Das Seltsamste an ihr waren die Augen, die groß und starr blickten und im bläulichen Schimmer leuchteten; bläulich waren auch die Lippen, und um so fahler erschien das Antlitz, das tiefdunkle Zöpfe wie schwarze Ottern umrahmten. Wenn ihre Gestalt so plötzlich aus einem Busche auftauchte, erschien sie wahrhaftig wie ein Bild aus dem Märchenlande, der Fleisch gewordene Dämon des Wahnsinns.

Das Unnatürliche ihres Wesens hatte aber seinen einfachen natürlichen Grund; die Piukina hatte jahraus, jahrein daheim einen Sack Beeren, deren Schale dunkelroth glänzte und deren Saft bläulich die Lippen färbte, die Beeren der Belladonna. Gewohnt an das Gift, vermochte die Piukina große Mengen davon zu verzehren, ohne andere Folgen zu verspüren, als eine angenehme Nervenerregung. Sie berauschte sich einfach an Belladonna, wie andere an Alkohol oder Opium oder Haschisch. Ihr Mann hatte sie das gelehrt, bis er wahrscheinlich infolge einer Unmäßigkeit in jenen Starrkrampf verfiel, den die Nachbarn als Tod ansahen, und ihn lebendig begruben. *)

Dieses Weib also war es, welches Andrea aus seinen Träumereien aufgeschreckt hatte. Behend schlüpfte sie durch

*) Der Glaube an den „Vampyr" herrscht heute noch in jenem merkwürdigen Berglande, ebenso wie der Genuß der Belladonna und des Arseniks dort heimisch ist. D. Verf.

das Gesträuch, von Zeit zu Zeit blickte sie um sich, als suche sie Jemanden. Andrea rief sie an, als sie nahe unter den Absturz der Platte gelangt war: „He, Piukina!" Sie sah auf und stieß einen gurgelnden Laut hervor, dann schwang sie sich über das Geklippe empor.

„Brate *) Andrea, ich habe Dich gesucht."

„Was willst Du von mir, Piukina?"

„Die Soldaten sind hinter Dir, viele Tausende!"

Andrea lächelte, er wußte, daß in der ganzen Gegend nicht mehr als drei Kompagnien standen, und dann: was hatte er mit den Soldaten zu schaffen?

„Brate Andrea," wiederholte das Weib in drängendem Tone, „sie wollen Dich fangen."

„Mich? Du träumst, Piukina," erwiederte Andrea kopfschüttelnd.

„Ich weiß es gewiß; sie fragen überall nach Dir; auch mich haben sie gefragt."

Jetzt sprang Andrea auf, die Sache schien ihm doch etwas bedenklich, hatte ihn Carlo Rovella doch noch jenes Schusses wegen angezeigt? „Was wollen sie von mir?"

„Weiß ich's? Vielleicht wollen sie Dich nach der weißen Stadt bringen und Dich dort tödten."

Andrea blies verächtlich in die Luft: „Sie werden mich nicht finden, tausend Steige führen aus dem Wald."

Die Piukina schüttelte den Kopf. „Du kommst nicht heraus, überall lauern sie auf Dich. Hundert Zwanziger kriegt der, welcher Dich fängt. Viel Geld!"

*) Bruder.

Das war allerdings eine böse Kunde, denn nun wußte er auch, daß die Bauern und Hirten ihn hetzen würden.

„Komme mit mir, ich will Dir einen sicheren Ort zeigen, wo sie Dich nicht finden werden."

Andrea zögerte noch, aber die Piukina ergriff ihn bei der Hand und sah ihn mit ihren großen Augen an, daß er sich wie gebannt fühlte. Durch die Felswildniß stiegen sie jetzt etwas bergab, bis Piukina vor einem Erdriß stehen blieb, der wie ein enger Schlot sich in die Tiefe senkte. Ein halbvermorschter Baumstamm war im obersten Theile dieses Kamines schräg zwischen den steilen Wänden eingezwängt, an diesem glitt das Weib hinab, und Andrea folgte ihm. Dann ließen sie sich an vorspringenden Felszacken in die Tiefe hinab, bis oben die Oeffnung nur noch wie ein glänzender Lichtpunkt erschien. Fast hundert Meter hatten sie so kletternd und rutschend zurückgelegt, da öffnete sich seitlich eine Art Felspforte, und Andrea betrat einen großen Dom, in welchem man ein Wasser rauschen hörte. Dämmerung herrschte in dem Raume, denn von oben herab fiel durch einige Spalten etwas Tageslicht, gerade genug, um die nächste Umgebung zu erkennen. Piukina zog den Gefährten tiefer in die Höhle zu einer Nische im Gestein, in welcher ein Streulager mit Schaffellen bedeckt sich befand; Späne, die als Fackeln dienen konnten, lagen in einer Ecke, und an einem Zacken hing ein Sack mit Zwiebeln und trockenen Beeren gefüllt. Es war einer der Schlupfwinkel der Piukina, den sie auf ihren Streifereien öfter besuchte.

„Hier bleibe, Brate Andrea, bis die Soldaten heim-

gegangen sind. Ich werde für Dich wachen, und Dir zu essen holen," sagte die Piukina, ehe sie ihn verließ, und Andrea hatte zustimmend genickt.

Er blieb auch hier, und die Tage wurden zu Wochen, denn immer auf's Neue wußte ihm Piukina von drohenden Verfolgern zu berichten.

Einmal mußte aber der Tag kommen, da Andrea, dieses Lebens überdrüssig, sich dem Banne dieses seltsamen Weibes entreißen wollte.

Piukina umklammerte seine Kniee, als er sich nicht mehr halten lassen wollte. „Brate Andrea, bleibe," schrie sie gellend, daß es hallte, als seien tausend böse Geister los.

Andrea stieß sie zurück: „Laß mich jetzt, Piukina, ich muß gehen."

„So gehe!" Sie seufzte tief auf und blieb halb auf dem Boden liegen. Als Andrea bei dem Einstiege in den Schlot, der ihn wieder zur Oberwelt führen sollte, sich noch einmal umwandte, sah er die weiße Gestalt des Weibes im Dunkel der Höhle nach jener Richtung hin entschwinden, wo der unterirdische Fluß toste. Einen Augenblick lang zögerte er, da traf aber ein Lichtstrahl sein Auge und hastig kletterte er jetzt empor, dem Sonnenlichte zu.

— — — — — — — — — — — —

Piukina hatte wahr gesprochen, als sie Andrea vor Verfolgern warnte. Es war in der That ein Kommando aufgeboten worden, um den „Verschwörer und Hochverräther", der sich in die Wildniß des Nanosberges geflüchtet, zu fangen. Daß Andrea ein Hochverräther sei, hatte er freilich ebenso wenig geahnt, wie die Landes-

regierung in Laibach, bevor sie die Anzeige aus Triest erhalten hatte. Diese Anzeige lautete aber so bestimmt, daß man keinen Zweifel hegte und sofort dem Kommandanten der in Praevali stehenden Abtheilung die entsprechenden Befehle sandte. Vergeblich aber durchstöberten die Soldaten die Wälder und Schluchten, Andrea war spurlos verschwunden, und mißmuthig berichtete der Kommandant über die Erfolglosigkeit seines Streifzuges, an dessen Gelingen jedoch nur eine Person ein wesentliches Interesse gehabt hatte, und das war — Luschan.

Von ihm war die Anzeige ausgegangen, und er hatte sicher darauf gerechnet, daß der arglose Andrea in die ihm gestellte Schlinge gerathen werde. Wenn man ihn mit den Waffen in der Hand ergreifen würde, so mußte das schon als ein sehr erschwerender Umstand in den Augen der Behörde gelten, jedenfalls würde die Untersuchung geraume Zeit währen; es war aber auch noch ein Zweites nicht unmöglich, nämlich, daß der unbändige Mann Widerstand leisten und im Kampfe fallen könnte. War es nun auch freilich anders gekommen, so hatte Luschan doch seinen Zweck zum Theil erreicht, Andrea war fern gehalten worden, während die Hochzeit seiner Schwester mit glänzendem Prunk gefeiert wurde.

Alle Welt in Triest versicherte, daß man nie eine schönere Braut gesehen habe, selbst die Frauen gestanden es zu, die Männer waren entzückt, und auch die Facchini hatten auf der Straße ihrer Bewunderung in lauten Zurufen Ausdruck gegeben: „Evviva, wie schön sie ist!"

Paolo vermeinte, sein Glück fast nicht ertragen zu

können, mit brennenden Blicken verfolgte er jede Bewegung seines jungen Weibes, und die heißesten Schwüre flüsterte er ihr in's Ohr, daß Alles, was sie begehre, erfüllt würde, und müßte er darum zur Hölle hinabsteigen. Sie hatte nicht dazu gelächelt, sondern mit majestätischer Ruhe ihm einfach geantwortet: „Es ist gut."

Von den geladenen Gästen war nur Einer nicht erschienen, Luschan, seine Abwesenheit hatte aber allein der alte Herr bemerkt und ihn am nächsten Tage darob zur Rede gestellt.

„Ich passe nicht in vornehme Gesellschaft," hatte Luschan darauf erwiedert, „ich hätte vielleicht den Damen nur Abscheu erregt, und dann — Einer mußte doch auf dem Posten bleiben; den jungen Leuten vergönnte ich gerne einen freien Tag, ich hatte dafür die Freude, ein Geschäft abschließen zu können, das einen Gewinn von zehntausend Lire abwirft; das sollte mein Hochzeitsgeschenk sein."

„Sie sind ein wackerer Mann," hatte Rovella erwiedert und ihm die Hand gedrückt. „Sie werden übrigens jetzt eine hübsche Zeit die Rolle des Chefs spielen müssen, denn Paolo wird lieber mit seiner jungen Frau mündlich verhandeln, als die Korrespondenz unserer Geschäftsfreunde lesen."

Der alte Herr hatte darin Recht; der neue Chef kürzte die Stunden, die er im Comptoir zubrachte, so viel als möglich ab, und überließ die Leitung der Hand Luschan's, der oft bis in die Nacht hinein arbeiten mußte.

Seine Erholung suchte dieser, wenn er einmal einige freie Stunden erübrigte, in dem Besuche des Landhauses auf

den Höhen von Prosecco. Dort schloß er sich dann das Gemach auf, welches Conteſſa Caterina bewohnt hatte, und träumte von entſchwundenen Hoffnungen und von einer Zukunft, die ſo ſchön ſein ſollte, wie die Gegenwart für Paolo.

An einem Abend war er wieder hinaufgeſtiegen, ehe er aber noch die halbe Höhe erreicht hatte, kam ihm der Mann, welchem jetzt die Bewachung des Hauſes anvertraut war, mit allen Zeichen des Schreckens entgegen geeilt und erzählte in athemloſer Haſt: ein Wahnſinniger von entſetzlich wildem Ausſehen ſei in das Haus gedrungen, habe alle Thüren aufgeſprengt und irre brüllend und tobend in den Gemächern herum.

Der wilde Menſch, der immer „Caterina, Caterina!“ rufe, hätte ihn angefallen und unverſtändliche Drohungen ausgeſtoßen, ſo daß er ſich nur mit Mühe den Händen des Wüthenden entziehen konnte und nun um Hilfe hinabeile.

Luſchan wußte, wer dieſer Wahnſinnige ſei. Einen Augenblick lang überlegte er, dann hieß er den Mann ihm folgen, er wolle den Wilden ſchon bändigen. Vergeblich warnte der Wächter und nur zaghaft ſchritt er hinter Luſchan her dem Hauſe zu. Als Letzterer das Vorhaus betrat, ſah er Andrea auf den unterſten Stufen der Treppe, welche zu dem oberen Geſchoſſe führte, ſitzen, die Hände in dem ſtruppigen Haar vergraben, mit keuchender Bruſt und am ganzen Leibe zitternd.

Luſchan trat näher und rief ihn an: „Andrea.“

Dieſer erhob das Haupt und blickte mit wildfunkelnden

Augen den Freund an. „Wo haſt Du Caterina verſteckt?“ ſchrie er und krümmte ſich, als wollte er auf Luſchan losſpringen.

„Deine Schweſter iſt fort; konnte ſie denn hier allein bleiben?“

Andrea ſprang auf und faßte Luſchan an beiden Schultern, der ihm mit feſtem Blicke in's Auge ſchaute: „Rede, Verfluchter, ſie hat doch nicht —“ Er vermochte das verhaßte Wort nicht über die Lippen zu bringen.

„Ja, ſie iſt jetzt glücklich,“ erwiederte Luſchan.

„Das iſt Dein Werk,“ brüllte der Wahnwitzige. „Du haſt ſie verkauft. Gib ſie mir zurück! Hörſt Du! Mein iſt ſie!“

„Narr Du! — Weißt Du, Andrea,“ er zog deſſen Kopf näher herab und flüſterte ihm in's Ohr. „Ich habe ſie geliebt, gerade ſo wahnſinnig wie Du.“

Andrea ſah ihn glotzend an, indeſſen Luſchan fortfuhr: „Wo aber warſt Du? Du Treuloſer!“

Wie ein Blitz wirkte dies Wort auf den Wüthenden, er fuhr zurück und ſchlaff fielen ihm die Arme herab.

„Piukina, Du verfluchte Hexe!“ ſchrie er dann gellend auf.

Luſchan hatte dieſen Eindruck eines ganz abſichtslos gebrauchten Wortes bemerkt, und ſein findiger Geiſt hatte ſich raſch die Sache zurechtgelegt. Er wußte freilich nicht, wer Piukina ſei und was es mit ihr für eine Bewandtniß habe, aber er ahnte doch etwas von dem wahren Sachverhalt.

„Caterina ſollte alſo hier einſam trauern, wie eine

Gefangene, während Du Dich weiß Gott wo herumtreibst? Die Piukina natürlich hat Dir's angethan!" höhnte Luschan.

Wie ein Rasender sprang jetzt Andrea über den Flur nach dem Raume, wo auf offenem Steinherde ein Feuer brannte. Mit beiden Händen griff er in die Gluth, riß brennendes Astwerk und Späne heraus, stürmte über die Treppe und schleuderte den Brand in die Gemächer, daß die Stoffe und Holzmöbel jäh aufloderten. Fast mit einem Satze war er wieder unten, so schnell war dies Alles vor sich gegangen, daß Luschan noch kaum das Geschehene recht fassen konnte.

Jetzt trat er ihm in den Weg. „Du Mörder und Brandstifter!" schrie er ihn an und rief nach dem Wächter, der vorsichtig vor der Thüre draußen stand, und nur scheu nach dem Flur lugte.

Ein Faustschlag war die Antwort, Luschan sank auf die Steinfliesen hin, und das Blut schoß ihm über das Gesicht; mit einem gellenden Lachen sah Andrea bald auf den Niedergestreckten, bald auf den dicken Qualm, der wie eine Schlange die Treppe herabkroch, dann griff er die Büchse auf, die in einer Ecke lag und sprang mit großen Sätzen zur Thüre hinaus, die Klippen hinan.

Niemand hat je wieder etwas vom letzten der Conti Rajevitsch gehört.

14.

Drei Stunden südwestwärts von Catanzaro in Calabrien klimmt der schlechte Saumweg, welcher an der Küste entlang führt, einen steilen Hügel hinan, dessen Flanken mit niedrigem Buschwerk bedeckt sind, während die breite

Böschung des Rückens einen kleinen Hain trägt, in dessen Schatten die wenigen Wanderer gerne rasten. Hart am Wege steht eine kleine Kapelle mit blendend weißen Steinmauern, deren Nische ein Bildniß der heiligen Madonna enthält. Von der Kapelle aus übersieht man das blaue Meer, das in der Ferne mit dem blauen Himmel zusammenzufließen scheint, und den ganzen Küstensaum auf- und abwärts. Auf Stunden weite Entfernung kann man jeden Menschen ersehen, der sich dem Hügel nähern wollte; vor plötzlicher Ueberraschung ist jedenfalls Derjenige sicher, der an dieser Stelle weilt.

Vielleicht war dies der Grund, daß die Kapelle von der Gesellschaft zum Zusammenkunftsorte gewählt worden war, die sich an einem Frühlingstage des Jahres 1848 hier eingefunden hatte. Unter den Bäumen saßen und lagen ein paar Dutzend Männer, dunkelhäutige und dunkeläugige Gesellen, verschieden an Alter und Erscheinung, halbwüchsige bartlose Jünglinge, und Grauköpfe; schöngeformte kraftvolle Leiber und verwachsene, krummbeinige Gestalten. Die Kleidung Aller war abgetragen und verschlissen; Jeder aber war wohlbewaffnet, Keinem fehlte das lange Messer im Hosengurt, Kugelbeutel und Pulverhorn für die Pistolen und die Flinte, die nie aus dem Bereiche der Hand gelassen wurde.

Abseits von der Schaar auf den Stufen der Kapelle saß eine Frau, und ihr gegenüber stand ein hochgewachsener Mann mit dunkelblondem Vollbart. Die äußere Erscheinung der Beiden stand in auffallendem Gegensatze zu jener der Uebrigen. Die Gesichtszüge des Mannes wiesen darauf

hin, daß seine Wiege nicht auf Calabriens Boden gestanden, wenn er auch fließend die süditalische Mundart sprach. Den grauen Jagdrock umschloß ein Gurt an den Hüften, die bauschige Hose aus festem Tuch stak in den hohen Stiefeln; der ganze Anzug war der eines vornehmen Mannes, welcher einen Jagdausflug auf einer nordischen Haide unternimmt. Wie die Kleidung, deutete auch Haltung und Geberde auf jene Vornehmheit, welche nicht wie die natürliche Anmuth des Südländers angeboren, sondern ein Ergebniß der Bildung und Erziehung ist.

Die Frau jedoch war unzweifelhaft hier auf heimathlichem Boden, mehr noch als der charakteristische Schnitt des Gesichtes zeugte dafür der Umstand, daß trotz der unverkennbaren Jugend der Frau sie schon verblüht erschien. Gekleidet war sie reich; in ihrem seidenen Gewande, mit den buntfarbigen Bändern, dem auffallenden goldenen Schmucke, mit dem sie behängt war, mochte sie den Leuten von Catanzaro einer Fürstin gleich erscheinen; in den Kreisen, denen der Mann offenbar angehörte, pflegt man freilich anders zu denken, und findet den Prunk geschmacklos, an dem sich der naive Sinn eines Naturkindes staunend ergötzt.

„Zwei Regimenter sind also gegen uns abgesandt? Wer sagte Dir das?"

„Der Sindaco hat es meinem Oheim erzählt."

„Wohl mit Absicht?"

Die Frau nickte. „Der Sindaco meinte, wenn der Oheim einen Verwandten oder Freund in den Bergen hätte, sollte er den warnen."

„Man weiß also, wer Du bist, und was ich treibe.“

„Was schadet das? Von den Unseren wird niemals Einer verrathen werden, der in die Berge gegangen ist.“

„Wenn man aber Dich gefangen nähme, um Dich als Geisel gegen mich auszuspielen?“

„Man wird es nicht wagen,“ erwiederte die Frau verächtlich; „und wenn es auch geschähe, in der nächsten Nacht wäre ich frei.“

Der Mann strich seinen Vollbart. „Ich halte es doch für besser, Du fährst mit dem nächsten Schiffe, das aufzutreiben ist, nach Messina; dort wartest Du auf den Dampfer, der Dich nach Livorno bringt.“

„Was soll ich dort?“

„Mich erwarten. Die Geschichte hier geht bald zu Ende.“

Er sah mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Blick hinüber auf die Schaar unter den Bäumen. „Meine Helden dort bleiben eben, was sie waren — Briganten. Sie kämpfen zwar auch für die Freiheit, nämlich jene vor dem Kerker, aber Freiheitskämpfer, wie ich sie wünsche, sind sie nicht.“

Die Frau verstand ihn offenbar nicht recht; sie fühlte aus den Worten nur das abfällige Urtheil heraus, und dieses schien sie zu verletzen. „Es sind brave Männer, ehrlich und treu,“ erwiederte sie eifrig, „Keiner wird Dich verrathen!“

Der Mann lachte. „Ehrliche Leute, ja wohl! Nun ja, in Deinem Sinne hast Du recht. Ich kann ihnen keinen Vorwurf machen, sie sind eben so, wie sie sind.“

„Was willst Du eigentlich von ihnen?“

Er zuckte mit den Schultern. „Jetzt“ — er betonte das Wort — „nichts mehr, als daß sie wenigstens ein Gefecht noch aushalten. Ich will das tolle Abenteuer doch nicht ganz ruhmlos enden sehen; ehrenhalber muß ich doch wenigstens ein Gefecht den Truppen Seiner Majestät liefern. Dann Addio!“

Die Frau nickte. „Du willst also fort von hier?“

„Ich muß wohl; die Rolle eines Insurgenten-Generals ist ausgespielt, zu der eines Briganten-Hauptmanns habe ich keine Neigung.“

„Du willst wieder heim, in das garstige Land, wo man immer friert?“

„Wir haben ja Oefen!“ scherzte er.

„Ich gehe nicht mehr dorthin,“ erklärte sie heftig.

Eine tiefe Furche zeigte sich auf der Stirne des Mannes. „Willst Du Dein Kind nicht mehr sehen?“ fragte er.

Die Frau ließ den Kopf sinken und seufzte. Das war ihre Antwort.

„Du wirst also in Livorno mich erwarten,“ fuhr er fort; „den Sommer bringen wir daheim zu, um diese Zeit wirst Du wenigstens nicht frieren.“

„Ich werde sterben,“ sagte sie langsam und erhob sich.

„Pah, man stirbt nicht so schnell; besonders wenn man erst sechsundzwanzig Jahre alt ist. — Doch jetzt müssen wir scheiden; Beppo braucht gute drei Stunden, bis er Dich hinüberrudert, und wir haben auch noch einen tüchtigen Marsch vor uns.“

Er gab ihr die Hand, sie neigte den Kopf ihm ent-

gegen und empfing seinen Kuß. „Lebe wohl, Marietta, auf frohes Wiedersehen!“ sagte er in einem herzlichen Tone, der dafür zeugte, daß in dem Herzen dieses Mannes noch ein warmes Gefühl für das Weib lebe, welches das einzige Gut, das sie besessen, verloren hatte: die Schönheit der Jugend. Er pfiff, und unter den Bäumen hervor kam ein grauköpfiger Mann mit derben braunen Fäusten, in denen er eine fettige, rothe Mütze drehte: Beppo, der Schiffer.

„Es ist Zeit,“ sagte der Mann und ohne ein Wort zu sagen, stieg Beppo einen schmalen Pfad hinab, der gerade über die Nase des Hügels zum Strande hinabführte.

Die Frau richtete sich den Hut mit dem wallenden Federstrauß zurecht und folgte dem Schiffer; die Schleppe ihres schwarzen Seidenkleides schleifte über die rauhen Kalktrümmer und das gelbblühende dornige Kraut, das den Abhang bedeckte, Steine und Dornen zerfransten den Kleidsaum, sie achtete aber nicht darauf, sondern schritt stolz den Pfad hinab.

„Addio, Marietta!“ rief der Mann ihr nach; sie hörte es nicht, ihre glänzenden Augen schauten hinaus auf das Meer, über welchem sich ein weißlicher Dunst erhob.

Der Mann blieb noch eine Weile bei der Kapelle stehen, und lauschte dem Rollen und Kollern der Steine, welche die Tritte der Fortgegangenen auf dem Pfade in Bewegung brachten.

„Es scheint, das Glück gedeiht nicht im Sonnenlicht, es bedarf des Schattens,“ sagte er vor sich hin; „verglüht und verblüht! Vorbei!“ Dann griff er nach der Doppel-

büchse, die an der Kapellenmauer lehnte, und ging hinüber nach dem Hain.

Die Leute sammelten sich, und nach einer Viertelstunde setzte sich die ganze Truppe in Bewegung; plaudernd, lachend, pfeifend und singend zogen die Leute regellos dahin, wie ein Schwarm Krähen, der sich anschickt, in ein Saatfeld einzufallen. Sie stiegen den Hügel hinab, jedoch auf einem anderen Wege, als den die Frau eingeschlagen hatte; derselbe führte anfangs ziemlich vom Strande entfernt dahin, bis er etwa anderthalb Stunden südwärts bei einer einspringenden Bucht den Küstensaum wieder berührte, um an dieser Stelle, einem tiefen Einriß folgend, in die Bergwildniß sich hinaufzuziehen.

Die Schaar näherte sich eben diesem Punkte, als einer der Vordersten plötzlich die Hand mit der Flinte erhob und mit dem andern ausgestreckten Arme nach dem dort flach verlaufenden Strande deutend, ausrief: „Ecco, ein Mensch!" Die Nächsten um ihn verstummten und sahen hinüber. Dadurch wurden auch die Andern aufmerksam.

Etwa zwanzig Schritte einwärts vom Ufer lag in der That ein Mensch, regungslos wie ein Schlafender oder Todter; seine Kleidung verrieth den Fremden. Der Führer der Schaar hieß diese ruhig weiter ziehen, er selbst stieg mit zwei Männern, die er herbeigewinkt hatte, zur Küste hinab, um nach dem Fremdling zu sehen, der halb auf dem Gesichte lag. Das Knirschen des Sandes unter den Tritten der drei Männer mochte denselben erweckt haben; er schlug die Augen halb auf, als Jene hart vor ihm standen und stieß ein Wort hervor: „Wasser!" Dann

fielen ihm die Lider wieder zu, und ein schwaches Zucken war an seinem Körper bemerkbar.

Der Führer nahm einem seiner Begleiter einen Schlauch ab — es war Wein darin — beugte sich zu dem Fremden nieder und setzte die Mündung des Schlauches demselben an den Mund. Schon die ersten Tropfen des herben, aber starken Getränkes belebten den Erschöpften, den auf einen Wink des Führers die beiden Männer aufhoben und aufwärts zu einer einsamen, verkümmerten Korkeiche trugen, die ein wenig Schatten bot. An den Baumstamm gelehnt, nahm der Fremde einen zweiten Schluck und sprach dann mit allerdings noch schwacher Stimme einige Worte des Dankes.

„Woher kommen Sie?" fragte der Führer.

Der Fremde deutete mit der Hand nach dem Meere.

„Sie haben Schiffbruch gelitten?"

„Ja — ich trieb seit gestern Abend auf den Wellen — hatte mich an eine Raa angebunden."

Mit sichtlicher Anstrengung wurden diese Sätze ruckweise hervorgestoßen.

„Gönnen Sie sich jetzt Ruhe; Sie können mir später die Geschichte erzählen," erwiederte der Führer, der sodann mit seinen Begleitern leise sprach, worauf der Eine der vorausgezogenen Schaar nacheilte. Diese war noch nicht weit entfernt — die Neugier hatte die Schritte verlangsamt — und wurde von dem Abgesandten bald eingeholt. Dieser wählte ein Halbdutzend kräftiger Männer, mit denen er zu der Eiche zurückkehrte. Aus den Flinten wurde eine Art sinnreichen Tragsessels verfertigt, die dicken Mäntel

der Männer verwendete man zum Sitz und zur Rücklehne, und auf diesem leidlich bequemen Stuhl nahm der Fremde Platz.

Drei Stunden währte der Marsch, auf welchem die Träger mehrfach wechselten. Endlich erreichte die Schaar ein kleines Bergdörfchen, das zur Nachtstation ausersehen war. Der Fremde hatte sich ziemlich erholt und vermochte, auf den Arm des Führers gestützt, in das Haus zu gehen, welches als das beste zum Hauptquartier des Capitano ausersehen war. Dieser nöthigte seinen Gast, ein paar rohe Eier auszuschlürfen und ein Stück zwiebackartigen harten Brodes zu kauen; auch einen guten Trunk mußte er noch thun, dann aber sank er auf den Haufen von Ziegenfellen — das Bett des Hausherrn — neben dem offenen Herde hin und schlief sofort ein.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht war hereingebrochen, die Bewohner des Ortes und ihre Gäste lagen längst in tiefem Schlummer; nur der Führer saß noch auf dem Herdrand, schürte ab und zu die verglimmenden Kohlen, deren Gluthschein den Raum phantastisch beleuchtete, und schabte an einem Stück grauen harten Käses, welcher das ganze Nachtmahl bildete. Man mußte Genügsamkeit gelernt haben, um mit solcher Kost vorlieb zu nehmen, die freilich um so besser zu der ganzen Umgebung paßte. Der Raum mit seinen rußgeschwärzten Steinwänden und dem unsauberen gestampften Boden glich eher einem Stalle, als einer Stube, und außer dem rußigen Kessel, der über dem Herde hing, ein paar Eisen-

pfannen und einer Truhe im Winkel sah man kein Geräth. Der rothe Schein der Kohlengluth ließ Alles noch düsterer erscheinen, vertiefte die Schwärze der Wände und die Schatten in den Winkeln des Hintergrundes.

Plötzlich fuhr der Schlummernde auf. „Wo bin ich?“ Und als sich der Capitano nach ihm umwandte: „Wer ist da?“

Der Führer sah überrascht seinen Gast an, und er hatte in der That Ursache zum Staunen, denn die Worte waren deutsch gesprochen.

Die Sekunden lange Pause hatte indessen doch genügt, um den Fremden zum Bewußtsein der Lage zu bringen, und ehe daher der Capitano antworten konnte, fuhr er in italienischer Sprache fort: „Sie verzeihen, Herr, daß ich im ersten Augenblicke vergaß, was mit mir geschehen ist. Habe ich lange geschlafen?“

Der Führer klappte sein Messer, mit dem er den Käse geschabt hatte, zusammen, und sagte langsam: „Wenn Sie vielleicht vorziehen, deutsch zu sprechen, so können wir uns auch in dieser Sprache unterhalten.“

Nun war die Reihe des Staunens an dem Gaste. „Sie — Sie sprechen deutsch?“

„Sie hören es ja.“

„Wie ist das möglich? Wer sind Sie?“

„Hm! Ja, die Gesetze des guten Tons würden es allerdings erfordern, daß wir uns gegenseitig vorstellen; ich denke aber, die Lage, in der wir uns befinden, gestattet, vorläufig von der Regel der Höflichkeit abzugehen. Ich weiß nicht, ob Sie, mein Herr, gewillt sind, Er-

klärungen zu geben darüber, wie Sie an diese verlassene Küste kamen; ich werde sie keinenfalls von Ihnen verlangen, setze aber auch voraus, daß Sie meine Gründe würdigen werden, wenn ich Sie bitte, mich einfach Capitano zu nennen, wie dies die Anderen thun."

„Es lag mir ferne, mit meiner unwillkürlichen Frage in Ihre Geheimnisse eindringen zu wollen; ich stimme Ihnen vollkommen bei, bewahren wir vorläufig unser Inkognito, Sie können mich ja dann meinethalben Lieutenant nennen."

Der Capitano lachte herzlich. „Prächtig gegeben! Sie wollen doch nicht damit andeuten, daß ich Sie anwerben solle?"

„Ihre Leute sind — Briganten?" erwiederte etwas verlegen der Fremde.

„In gewöhnlichen Zeiten, ja! Da wir aber gegenwärtig in einer außergewöhnlichen Zeit leben, so sind diese braven Leute bis auf Weiteres zu Insurgenten vorgerückt."

Der Fremde richtete sich mit einer lebhaften Bewegung auf. „Sie befehligen eine Freischaar? Sie kämpfen für die Einheit Italiens? Für die Republik?"

Der Capitano lächelte über den Eifer, mit welchem sein Gast dies ausrief. „Man kann es so auffassen," erwiederte er gelassen. „Ich gestehe, daß für meine Person ähnliche Gedanken bestimmend waren, mit diesen ehrenwerthen Räubern in den Bergen herumzulaufen. Ich glaube aber, daß dem Geschmacke meiner Leute das solide Handwerk des Briganten besser entspricht, als die etwas undankbare Rolle eines Insurgenten."

„Ich verstehe nicht recht, was Sie damit meinen."

„Hm, das ist einfach genug. Ich will Sie vor einem Irrthum bewahren; meine Briganten kümmern sich keinen Deut um die Einheit Italiens oder die Republik. Zu Schwärmereien und Träumereien besitzen sie keine Anlagen, derlei kommt nur bei einem idealistischen Deutschen vor, dem die tolle Sucht nach Abenteuern im Blute steckt. Ich rathe Ihnen daher, heimzukehren."

„Sie sind ein Deutscher? Ein echter?"

„So echt als möglich!"

„Nun, mein Herr, dann kennen Sie mein Volk nicht! Es ist ebenso zugänglich für das, was Sie idealistische Schwärmerei nennen. Man muß es nur zu entflammen wissen. Ein begeisterndes Wort findet begeisterten Widerhall."

Der Capitano lächelte. „Sie kennen dieses Volk vielleicht doch noch weniger, als ich."

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß diese Leute, diese ‚Räuber', wie Sie sie nennen, bereit sein werden, ihr Blut zu vergießen für die große Idee, die unsere besten Geister heute predigen."

„Und die Sie ihnen predigen wollen?" fiel der Capitano ein. „Gut denn, junger Freund, ich gestatte Ihnen, morgen Ihre Predigt zu halten, die — das verbürge ich Ihnen gerne — einen Beifall finden wird, um den Sie jeder Schauspieler beneiden würde. Uebermorgen werden wir uns schlagen — die Königlichen sind in der Nähe — und dann werden Sie vielleicht anders denken lernen. Ich meine, Sie werden darnach gerne heimkehren."

„Ich habe kein Heim," erwiederte trotzig der Fremde, dessen Züge dabei einen finsteren Ausdruck zeigten.

„Ah, ein Flüchtiger also?"

„Ja, ein Ausgestoßener, dem man zuerst die Ehre geraubt und dann verflucht und verstoßen hat. Ich suche den Tod; wenn ich aber sterbe, soll es für die Freiheit sein."

„Gut gesprochen, junger Freund; an Ihrer Stelle möchte ich aber doch versuchen, für die Freiheit zu leben und mir die geraubte Ehre wieder zu holen. Kommen Sie mit mir!"

„Nach Deutschland? Nie! Nie!"

Der Capitano erhob sich. „Vielleicht denken Sie später anders. Jetzt nehmen Sie da ein wenig von dem Wein und Käse — ich kann Ihnen leider kein besseres Mahl bieten — dann schlafen Sie ruhig weiter. Auch ich will mich zur Ruhe begeben."

(Fortsetzung folgt.)

Auf schwankendem Boden.

Novelle

von

Friedrich Meister.

(Nachdruck verboten.)

1.

Weit von uns, halbwegs um den Erdball herum, liegt ein Land, wo die Sonne nie müde wird zu scheinen. Ein Tag folgt dem andern mit demselben heiter-klaren, blauen Firmament; derselbe blendende, glitzernde Schimmer begegnet dem Auge, wohin es sich auch wenden mag. Lange Monate hindurch steigt keine Wolke auf, die vor der sengenden Hitze der metallisch glühenden Sonnenscheibe Schatten gewährte, und derselbe feurige Brand, der schon in der Morgenfrühe von den fernen Gebirgsgipfeln herübergrüßt, strahlt noch sein dunkel flammendes Lebewohl, wenn er sich am Abend in dem gewaltigen Ocean verliert.

Das Grün ist dort von unbeschreiblicher Pracht, die Blumen prangen in den herrlichsten Farben, und wie erstrahlend in innerer Gluth strecken sie ihre Häupter empor in die weiße Hitze.

Das Küstenland hebt und senkt sich in weicher Wellenform, die reifenden Kornfelder geben ihm das Ansehen

einer wogenden, goldenen Fluth, die landeinwärts rollt. Die Küste trägt den Namen Pacific, von dem großen Weltmeere, das sich an ihren Gestaden bricht. —

Ueber der ganzen Natur lagerte schwüle, regungslose Mittagsstille. Nirgends eine Spur von Bewegung. Auch in dem Landhaus mit dem flachen Dache, welches sich grau von dem grünen Baumschlage abhebt, regt sich nichts. Es steht ganz allein, einige unbedeutende wirthschaftliche Nebenbauten abgerechnet, ist niedrig, viereckig und trägt die Spuren vieler Jahre. Die einzige Andeutung modernen Geschmacks an demselben ist die weite, doppelte Veranda, welche zwei Seiten des Gebäudes umschließt; die obere wird durch eine Treppe erreicht, welche von der unteren hinaufführt.

Ueppige Geraniumbäume ragten zur oberen Veranda empor und streckten ihre grellfarbenen Blüthen weit über die leichte Balustrade herein. Eine Schlingpflanze hing ihre zudringlichen rothen und gelben Blumen, dazwischen ein wenig Blattgrün, in dichten Büscheln um die nordöstliche Ecke dieses offenen Gemaches und wanderte dann in mannigfachen Windungen und in prahlenden Farben über einen großen Theil der nördlichen Balustrade.

In der nach Norden geöffneten Veranda hängt eine Hängematte; auch sie weist Farben auf, das stumpfe Blau und Roth, welches die Grasflechter des Isthmus bei ihren Arbeiten so vielfach verwenden. Die Inhaberin der Hängematte hat die trägen Schwingungen ihres schwebenden Ruhebettes eingestellt und liegt mit geschlossenen Augen, unter ihr auf den Dielen das ihrer Hand entglittene Buch.

Das luftige, spitzenbesetzte Muslingewand bauscht sich über den Rand der Hängematte hinab auf den Boden.

Sie erscheint von großer Gestalt, wie sie so da liegt, die schmalen, kleinen Füße ausgestreckt, und es ist nicht schwer zu erkennen, daß ihr Wuchs stattlich und reizvoll geformt ist. Ein Arm, von dem sich die Spitzenhülle zurückgestreift hat, hängt lässig herab und zeigt sich von der Schulter bis zu den Spitzen der zarten Finger von vollendeter Schönheit. Die langen Wimpern sind von dunkelster Farbe, während das Haar, in üppiger Fülle über der Stirn gelagert, im Glanze der Goldbronze erschimmert.

Ihr Antlitz zeigt die weichen Linien eines Kindergesichtes, und dieser Eindruck findet jetzt noch Verstärkung, denn sie lächelt im Schlafe. Kein Laut störte ihre Ruhe; und wenn auch ab und zu der leichte Tritt einer Dienerin durch die an die Veranda stoßenden Zimmer geht, so unterbricht er doch nicht ihren Schlummer. Friedlicher schläft nicht ein Kind in seiner Mutter Arm, als dieses schöne Weib in der Stille des tropischen Mittags. —

Draußen aber, der Sonnengluth trotzend, schreitet eine andere Frau müden Schrittes dem Hause zu. Der Weg mag ihr nicht leicht geworden sein; sie sieht erschöpft aus und strebt nur noch langsam dem Ziele zu, welches in einiger Entfernung vor ihr liegt. Sie kommt nicht auf der Fahrstraße daher, die allerdings nur an dem niedergedrückten Grase erkennbar ist, über welches die Räder hinweggegangen sind; sie nähert sich in wechselnder Richtung, wie eine Landfremde, die den Weg nicht kennt, ohne

indessen, wie eine Fremde, die Einzelheiten ihrer Umgebung außer Acht zu lassen. Ab und zu hemmt sie den müden Schritt, um eine Blume zu berühren oder um neugierig ihre Hand auf das spitzdornige Blatt einer gigantischen Aloë zu legen, als ob das Ungewohnte derselben ihr Interesse erregte. Oefter noch hält sie inne, um das Taschentuch über ihr erhitztes Antlitz zu führen; ihre Augen wandern rastlos über Alles, was ihr zu Gesicht kommt, und als sie endlich den vollen Anblick des Hauses erlangt hat, steht sie wiederum still und drückt die Hand gegen die Brust, als ob die schwüle Luft sie ersticke.

Sie nähert sich der Thür des Hauses und schaut sich um nach Jemand, der ihre Anwesenheit verkünden könnte. Sie hebt den großen eisernen Klopfer, der an der offenen Thüre hängt, der Gedanke aber, daß sein Ton sogleich Jemand herbeiführen muß, läßt ihre Hand wieder sinken, und sie begnügt sich, mit dem Finger an das trockene Holz zu klopfen, unwillkürlich hoffend, daß man sie nicht gleich beim ersten Mal hören möge.

Allein alsbald erscheint ein Diener unter dem Thorwege und fragt in weichem, südlichem Tonfall, was die Señora wünsche, ob sie ausruhen wolle oder ob sie einer Erfrischung bedürfe.

Ihr Begehr aber, nachdem der Diener ihn endlich begriffen, scheint ein unerwarteter zu sein. Der Mann zögert und ertheilt dann die ablehnende Antwort: „Die Señora darf jetzt nicht gestört werden; die Señora hält ihre Siesta."

Die Fremde aber läßt sich nicht abweisen, sie ist viele Meilen weit gereist, um die Señora zu sprechen; sie kann

nicht zurückkehren, ehe dies geschehen ist, aber sie hat Zeit zu warten.

Pancho, der schwarze Diener, schüttelt seinen wolligen Kopf, ein solches Beharren auf einem Vorsatze ist ihm neu. „Will sehen," murmelt er und verschwindet in dem dunklen Innern des Hauses.

Er bleibt eine lange Zeit fort, und die Fremde lehnt sich erschöpft gegen die gelbweiße Wand. Mit tiefer Erregung lauscht sie dem Klange von Stimmen, die aus der Entfernung zu ihr dringen, und endlich, eher von einem unbestimmten Drange als von einem Vorsatz getrieben, geht sie über die breiten Fliesen der unteren Veranda bis zu der Treppe, die nach oben führt; sie ersteigt die Stufen und erscheint in der östlichen Hälfte der weiten Gallerie; hier zögert sie, lauscht noch einmal den Stimmen und dann eilt sie, wie von unwiderstehlicher Macht geführt, in Miranda's Bereich, die noch immer nachlässig in der Hängematte liegt. Pancho, mit seinen glitzernden Ohrringen und blanken Silberknöpfen, steht neben ihr.

Das junge Weib redet mit voller, wohltönender Stimme.

„Sage der armen Frau, daß ich sie nicht empfangen kann, daß ich in der Hitze des Tages Niemand empfange — sage ihr, daß Alles ihr zur Verfügung stehe, falls sie sich ausruhen oder erfrischen will. Es ist Tollheit, in dieser Stunde unterwegs zu sein. Weise ihr ein Zimmer an, Pancho, und sorge für sie."

Und mit sich selber redend fügte sie hinzu: „Was bringt die Frau gerade hierher? Wie kann man Meilen

weit von der großen Heerstraße abweichen, um gerade zu mir zu kommen?"

Es war dies eine oberflächliche Frage und wohl kaum ernsthafter Erwägung werth; Miranda rückte sich wieder in ihren Kissen zurecht und setzte langsam ihren Fächer in Bewegung, um sich nach dieser leichten Anstrengung wieder abzukühlen. Pancho nahm den Weg, den er gekommen war, durch das anstoßende Zimmer wieder zurück. Die Fremde aber, die jetzt herankam, erweckte Miranda's Aufmerksamkeit von Neuem. Sie richtete sich halb empor, stützte sich auf den Ellenbogen und schaute fragenden Blickes die Frau an, die auf sie zuschritt.

Nie gewohnt, Worte zu machen, wenn ihr ausdrucksvolles Antlitz für sie redete, wartete sie der Antwort der Anderen auf die Frage ihres Auges.

Die Frau fuhr mit dem Taschentuch über die dünnen, aufeinander gepreßten Lippen und begann dann mit nervös bebender Stimme: „Sehe ich hier die Señora Altamirando vor mir?"

Miranda wendete sich ein wenig mehr herum und entgegnete dann: „So nannte man mich sonst; jetzt ist mein Name Madame Philipp Hart."

Es lag ein leichter, aber unverkennbarer Ausdruck des Stolzes in diesen Worten.

Ein frostiger Schauer überlief die fremde Frau trotz der Hitze des Mittags.

„Wie dürfen Sie mir sagen, daß Sie Philipp Hart's Frau sind?" rief sie in zitternder Erregung. „Wissen Sie nicht, daß dies ganz unmöglich ist? Sie wollen mich

täuschen, oder Sie täuschen sich selber! Er kann Sie nimmermehr geheirathet haben, denn seine Frau — bin ich!"

Miranda schaute die Frau in kühler Verwunderung an, dieselbe konnte unmöglich ganz bei Sinnen sein; die Hitze mochte ihr das Gehirn ein wenig verstört haben, eine Erscheinung, die in diesem Lande keineswegs selten ist. Sie empfand Mitleid mit der Armen und antwortete derselben demgemäß wie einer Person, deren geistiger Zustand eine gewisse Rücksichtnahme erfordert.

Ihre vollen rothen Lippen öffneten sich zu einem gutmüthigen Lächeln und dann entgegnete sie sanft: „Beruhigen Sie sich, gute Frau, und sagen Sie mir, wo und was Sie von mir und meinem Gatten gehört haben."

Die Andere aber hatte die Schleusen ihres Innern geöffnet und unaufhaltsam strömte nun Alles hervor, was ihr ganzes Sinnen und Denken, ihr ganzes Wesen und Sein erfüllte; sie beachtete die Frage gar nicht, sondern redete in dem begonnenen Gedankengange fort: „Ich war damals noch jung, und wenn man jung und glücklich ist, ist man auch hübsch, und er hat mir oft gesagt, daß er mich sogar sehr hübsch fände."

Sie sagte dies mit einem trotzigen Aufwerfen des Kopfes und einem beinahe stechenden Blick ihrer runden, schwarzen Augen.

„Mein Vater war der Seelsorger einer kleinen Ortschaft drüben in den östlichen Staaten, ein allgemein geachteter und verehrter Mann. Meine Mutter starb früh, und so fiel auf mich die Pflicht, dem Haushalte vorzustehen und die kleineren Geschwister zu erziehen. Des

Vaters Mittel waren nur beschränkt, die Sorgen und Mühen nahmen kein Ende, aber ich kannte kein anderes Leben, und Lust und Liebe zur Sache machten mir Alles leicht.

Nie war mir der Gedanke an eine andere Liebe, als die zu den Meinen, oder an ein anderes Heim gekommen, bis eines Sommers die Eisenbahn dicht an unserem Dorfe entlang gebaut wurde. Die Ingenieure nahmen vorübergehend ihren Wohnsitz im Orte, und da meines Vaters gastliches Haus jedem Fremden offen stand, so war die einförmige Ruhe unseres Daseins gar bald unterbrochen, denn die Herren brachten täglich neue Abwechslung und neue Zerstreuung.

Oefter als alle Anderen kam Philipp Hart; mein Vater unterhielt sich gern mit ihm, bald aber ward ich inne, daß der kluge, weitgereiste und welterfahrene Mann mein einfaches und schüchternes Geplauder jeder anderen Unterhaltung vorzog. War es da ein Wunder, daß ich endlich dahin kam, Tag und Nacht nur an ihn zu denken, nur ihn vor Augen und im Herzen zu haben, und daß in mir eine Liebe erwachte, ganz anders als die, die ich bisher für meinen guten Vater und für meine Brüder und Schwestern empfunden?"

Bis hierher hatte Miranda zugehört, wie man der gleichgiltigen Erzählung eines Fremden lauscht, dem man nur aus Höflichkeit Gehör schenkt.

Die langen Wimpern über ihre tiefblauen Augen herabgesenkt, hatte sie ruhig die grotesken Linien der japanischen Landschaft verfolgt, mit der ihr Fächer geschmückt war.

Als die Andere aber von der Liebe zu reden begann, da erhob sie unwillkürlich ihre Blicke und heftete dieselben nicht ohne Neugier auf die Sprecherin.

Erzählte diese blasse, kümmerliche, welke Persönlichkeit von ihrer eigenen Jugend? Was aber ging sie oder ihren Gatten dieses Alles an? Sie wußte, daß Philipp früher Ingenieur im Eisenbahndienst gewesen war und auch in den östlichen Staaten zu thun gehabt hatte; das sich ausbreitende Netz der Bahnen mochte gar manche abgelegene Ortschaft berührt haben, in der die Predigerstochter die einzige bemerkenswerthe junge Dame gewesen.

Und wahrscheinlich hatte sich auch gar manches Mädchen in ihn verliebt, warum nicht? War er doch auch noch heute, wo seine Jugend längst hinter ihm lag, ein höchst ansehnlicher Mann; damals mochte er ein Apollo gewesen sein.

Die Erzählerin aber errieth diese Gedanken nicht aus Miranda's Zügen; sie fuhr fort, ruhiger als zuvor, denn sie hatte die Gegenwart vergessen und durchlebte noch einmal die Tage des kurzen Glückes in dem fernen Heimathsörtchen.

„Auch Philipp schien sich bei mir glücklich zu fühlen, er verkehrte nur noch in unserem Hause und saß jeden Abend mit mir in der Laube vor der Thür. Es war Alles so friedevoll und glücklich in mir und um mich, und als Philipp mich fragte, ob ich sein Weib werden wolle, da erschien mir dies kaum als eine Veränderung."

Miranda empfand ein lebhafteres Interesse für diese Episode aus den jungen Jahren ihres Gatten, als sie bisher zu erkennen gegeben hatte.

Sie wendete ihr Gesicht der müden Fremden zu, die noch immer stehend verharrte, und bei dieser Bewegung löste sich ihr Haar aus dem lockeren Knoten und fiel in schweren, schimmernden Massen über ihre Schultern hernieder.

Sie mochte sich des kindlichen Aussehens, welches ihre jugendfrische Gestalt hierdurch gewann, nicht bewußt sein, vielleicht war auch ihre Aufmerksamkeit durch die Erzählung zu sehr gefesselt, und sie achtete nicht darauf. Die Rede der Anderen aber stockte bei diesem Anblick, und sie führte ihr Taschentuch über die dünnen Lippen, ehe sie von Neuem begann.

Die Schönheit ihrer Zuhörerin hatte, wie es schien, ihren Gedankengang unterbrochen, sie war sich aber der Lücke nicht bewußt, als sie in nervöser Unruhe fortfuhr: „Nach unserer Verheirathung hatten wir viel zu kämpfen."

Miranda faßte den Rand der Hängematte mit krampfhaftem Griff.

„Nach Ihrer Verheirathung?" wiederholte sie. „Frau, sind Sie bei Sinnen? Wissen Sie, was Sie reden?"

„Mein Vater traute uns im Herbst in unserer kleinen Kirche, und dann nahmen wir eine Wohnung in einer entfernten Stadt, wo Philipp noch immer im Eisenbahndienst thätig war. Die Zeiten aber wurden schlechter und schlechter, die Bahnlinie brachte nichts ein und mußte von der Gesellschaft aufgegeben werden, und so verlor mein Mann seine Beschäftigung.

Vermögen hatte Keines von uns, und so brach bittere Armuth über uns herein. Philipp versuchte auf andere

Weise Geld zu verdienen, er scheute keinerlei Arbeit, um mich vor Entbehrungen zu schützen, aber seine Mühen und Kämpfe blieben nahezu vergeblich.

Um jene Zeit wurde uns unser Sohn geboren, in Noth und Elend, aber meine und meines Mannes Freude war darum nicht geringer."

„Ihr Sohn? Wie? Sagten Sie Ihr Sohn? Und Philipp's Sohn? — Ich verstehe Sie nicht! Philipp hat zu mir niemals von einem Sohne gesprochen, auch niemals von Ihnen. Was Sie mir da erzählen, kann also nicht wahr sein. Sie kamen hierher in böser Absicht, um mich zu ängstigen, um unser Glück zu stören. Nennen Sie mir Ihren Zweck. Sind Sie arm? Sind Sie heimathlos? Mein Gatte ist nicht anwesend, aber ich bin fest überzeugt, daß er Ihnen helfen wird. Sein Herz ist weich und gut, und auch an Mitteln fehlt es ihm nicht."

Jetzt endlich regte sich der Stolz in der vor ihr stehenden Frau, die geknickt, vernachlässigt und ohne eigene Schuld sich herabgedrückt sah zu einer Bittstellerin vor Derjenigen, von der sie sich aus ihres Gatten Herz verdrängt glaubte; sie fuhr in ihrer Rede fort, jetzt aber in einem veränderten Ton.

„Nach einer Weile vermochte Philipp unser Elend nicht länger mit anzusehen. Er beschloß, nach Kalifornien zu gehen, von wo das Goldfieber sich bis in unseren stillen Ort erstreckt hatte. Es waren Nachrichten eingelaufen von einigen unserer Nachbarn, die das Goldland schon vorher aufgesucht hatten und die von den Reichthümern, die dort zu erringen waren, in den glühendsten Farben

berichteten. Es fehlte auch nicht an Beweisen dafür, daß solche Erzählungen keine Uebertreibungen waren.

Es wurde verabredet, daß auch Philipp dort sein Glück versuchen, und daß ich ihm nach Ablauf eines Jahres mit dem Kinde folgen sollte. Er ging, und ich kehrte mit dem Kleinen in das Haus meines Vaters zurück. Der Abschied war schwer, aber es galt ja das Glück der Zukunft. Das Glück der Zukunft!

Ein Jahr lang erhielt ich mit jedem heimkehrenden Schiffe Nachricht von ihm, aber es war ihm noch nicht gelungen, uns ein Heim zu bereiten. Wir mußten warten.

Im zweiten Jahre schrieb er seltener, aber immer noch so liebevoll wie sonst. Von Zeit zu Zeit schickte er mir auch ein wenig Geld für unsere Kinder, denn wenige Monate nach seiner Abreise war uns noch ein Töchterchen geboren worden. Die Lebenskraft des armen Wesens aber war nur schwach, und Gott nahm es bald wieder zu sich. Ich habe gelernt, dem Allmächtigen dafür zu danken, daß das Kind nicht alt genug wurde, um zu erfahren, wie grausam bitter das Leben ist!"

Trotz der inzwischen vergangenen Zeit und trotz dieser Danksagung sprach das Mutterherz aus den Thränen, die sich in den traurigen Augen der armen Frau sammelten.

„Endlich hörten seine Briefe ganz auf, und ich vernahm nur noch ab und zu von Bekannten, die Besuche in der Heimath abstatteten, daß er noch immer mühevoll und fast ohne Erfolg in den Gruben arbeitete. Später widersprachen sich die Nachrichten. Nach Einigen sollte er plötzlich große Reichthümer gefunden haben, nach Anderen

sollte er verschollen sein, und dann kam auch ein dunkles Gerücht, daß er gestorben sei.

Meine Briefe kamen zurück, und schließlich wußte ich mir in meiner Verzweiflung nicht mehr zu helfen. Mein guter Vater und meine Geschwister erlagen einer Epidemie, die unsere Gegend heimsuchte, und nun stand ich mit meinem Knaben ganz verlassen auf der weiten Gotteswelt. Und dennoch lebte ich weiter, noch Jahre lang, allein wie ich unser Leben fristete, das weiß und begreife ich heute nicht mehr. Endlich wurde mein Loos wieder erträglicher durch eine kleine Erbschaft, die mir nach dem Tode einer Schwester meines Vaters zufiel.

Fast zugleich mit derselben traf auch wieder eine Kunde von meinem Gatten ein. Er schrieb an das Kirchenamt meiner Heimath und bat um die Todtenscheine seiner Frau und seines Kindes, die, wie ihm gemeldet worden sei, jener Epidemie zum Opfer gefallen wären, die vor Jahren so viel Trauer über die östlichen Staaten gebracht. Er bedürfe des Todtenscheins seiner Frau Ellen Hart, geborenen Wilson, weil er sich wieder verheirathet habe.

Er wähnte mich also todt, seit Jahren todt. Aber ich lebe noch. Er hatte eine andere Frau genommen — aber noch war ich ja da. Ich besann mich nicht lange und machte mich auf die Reise. Ich wollte ihm von Angesicht zu Angesicht sagen, daß sein Verlangen nach meinem Todtenschein verfrüht sei.

Ich langte in San Francisco an und vernahm hier auf meine Erkundigungen, daß die Nachrichten von den Reichthümern, die er erworben, richtig gewesen waren.

Zugleich aber hörte ich auch, daß er hier ein Grundeigenthum besäße, wohin er sich mit seinem jungen und schönen Weibe zurückgezogen habe.

Mit seinem Weibe! Ich erkundigte mich weiter. Man rühmte mir Ihre wunderbare Schönheit und Ihr gütiges Herz; man erzählte mir, auf welche Weise Sie die Bekanntschaft meines Mannes gemacht hatten. Ich wäre wieder umgekehrt und hätte Alles aufgegeben, wenn ich allein in Betracht gekommen wäre; das aber durfte ich nicht, denn ich hatte die Pflicht, an meinen Sohn zu denken.

Und jetzt habe ich Sie gefunden; ich fordere von Ihnen nichts, als mein Recht. Ich beschwöre Sie, mir meinen Gatten wiederzugeben! Ich beschwöre Sie, meinem Kinde seinen Vater nicht vorzuenthalten!"

Festigkeit lag jetzt in ihrer Stimme wie in ihrem Wesen. Das Bewußtsein ihres Rechtes verlieh ihren Worten einen harten, entschiedenen Klang.

Miranda's Antlitz hatte alle seine Färbung verloren, sogar ihre Lippen waren bleich und trocken geworden, als sie dieselben zu der Frage öffnete: „Woher soll ich wissen, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben? Warum soll ich Ihnen glauben, daß Philipp Sie vor langen Jahren in jenem entlegenen Orte geheirathet hat?"

Die Frau zog aus dem ledernen Täschchen, welches an ihrer Seite hing, ein vergilbtes Couvert hervor. Sie nahm ein halb gedrucktes und halb geschriebenes Dokument heraus und entfaltete dasselbe.

Miranda richtete sich in der Hängematte auf, und als

ihre Hand einen Stützpunkt suchte, entfiel derselben der Fächer.

Sie überflog das Papier, als suche sie darin etwas, was dasselbe als eine Fälschung erkennen ließe. Ihr Auge aber fiel auf Philipp's Unterschrift, an der ihr jeder einzelne Zug bekannt war. Das Dokument, ein Trauschein, enthielt ferner den Namen Ellen Wilson und den des Vaters derselben, des Pastors David Wilson, dazu das Datum der Verehelichung, den 18. Oktober 1848. Darunter in der Ecke befand sich das Kirchensiegel.

Miranda durchlas es noch einmal. Dann ließ sie es auf den Boden fallen. Langsam erhob sie sich aus der Hängematte.

„Ich muß fort," sagte sie, „ich muß nachdenken über das, was Sie mir gesagt haben. Ich muß allein sein. Wenn Sie Bedürfnisse haben, rufen Sie nach der Dienerschaft; ich kann Ihnen jetzt keine Gastlichkeit erweisen. Gestatten Sie mir, mein Zimmer aufzusuchen."

Sie ging langsam der schmalen, hohen Thür zu, die in das Innere führte; sie streckte die Hand aus, um sich an dem Thürrahmen zu stützen, aber sie griff fehl. Das weiße Holzwerk schien ihr in der Gluthhitze zu schwanken; es entwich ihrer tastenden Hand, sie sank um und fiel ohnmächtig quer über die Schwelle.

Bei all' dem strengen Gerechtigkeitsgefühl, welches das Herz der Frau Ellen Hart erfüllte, fand sich in demselben keine Spur von Feindschaft gegen das schöne junge Weib, welches ein so kurzes Glück in dem Hause und in der Liebe genossen hatte, die nach allem göttlichen und menschlichen

Recht ihr, der ersten und rechtmäßigen Frau, Eigenthum waren. Sie empfand ein tiefes Mitleid für die Unglückliche und sicherlich Schuldlose; wer selber in Leiden erfahren ist, der hat auch gelernt, für andere Leidende zu fühlen.

Sie kauerte sich neben Miranda nieder und legte das schöne Haupt der Bewußtlosen an ihre Brust.

„Armes Kind!" flüsterte sie. „Armes, armes Kind!"

Allein die Wohlthat der Besinnungslosigkeit sollte Miranda nicht lange gewährt bleiben; ihre Jugendkraft und Gesundheit machten sich gar bald wieder geltend. Die weißen Augenlider begannen zu zucken und zu beben, sie öffneten sich so langsam, als ob das Gewicht der schweren Wimpern sie hemme, und dann, mit einem heftigen Erschauern, kehrte das Leben zurück und, leider, auch das Bewußtsein.

Sie erkannte die Frau, in deren Armen sie ruhte, sie erinnerte sich der Geschichte, die sie aus dem Munde derselben vernommen und die ihr Leben so fürchterlich gewendet hatte, und sie ward sich bewußt, daß es keine Zukunft mehr für sie gab.

2.

Von Jugend auf war Miranda's Dasein eine Kette von Wechselfällen gewesen.

Die Bekanntschaften und Freundschaften ihrer Kindestage hatten immer nur eine kurze Dauer gehabt, da die Familie, nach dem Willen des Vaters, eigentlich nie recht

seßhaft war, sondern ihren Wohnsitz fortwährend von einem Ort an der mexikanischen Küste zum andern verlegen mußte.

Miranda erinnerte sich nicht, wegen dieser häufigen Veränderungen jemals Kummer oder Unzufriedenheit empfunden zu haben; ihr waren diese Abwechslungen immer willkommen gewesen.

Anders ihre Mutter; mochte der Charakter derselben nun prosaischer, schwerfälliger und weniger veränderungssüchtig sein, jedenfalls war es Thatsache, daß dieselbe nach jedem Wechsel des Wohnortes bleicher und schweigsamer wurde. Jeder neue Umzug brachte größeren Wohlstand und Luxus in das Heim der Familie Pedro Altamirando's, aber merkwürdig, gerade dieser Umstand schien die arme Frau am meisten zu bedrücken.

In ihren Gesprächen mit den Kindern, mit Miranda und ihrem Bruder Miguel, gedachte sie mit Vorliebe ihrer eigenen Jugend, die sie in einem Dörfchen der fernen deutschen Heimath still und heiter verlebt hatte, und dabei bemühte sie sich unablässig, die Kinder in ihrer Muttersprache zu unterrichten und den Sinn für deutsches Wesen in ihnen zu erwecken. Sie glaubte dieselben dadurch gegen die Einflüsse des wilden spanisch-amerikanischen Lebens, von denen sie umringt waren, schützen zu können und ihnen die friedliche Unschuld zu erhalten, der sie in ihrer eigenen Jugend sich erfreut hatte.

Von ihrem Vater wußte Miranda nur wenig. Sie kannte nicht einmal die Heimath desselben. Er pflegte so wenig zu Hause zu sein, und seine Abwesenheit währte

jedesmal so lange, daß sie sich in ihren späteren Jahren kaum noch eines Zusammenseins mit ihm zu erinnern vermochte.

Sie wußte nur, daß er immer zornig wurde, wenn sie und ihr Bruder mit der Mutter nicht spanisch oder englisch, sondern deutsch redeten, „die Sprache des ewig winselnden alten Weibes," wie er sich ausdrückte.

Wenn sich aber unter den Mannschaften der Schiffe, die so zahlreich aus der alten Welt herüber nach der kalifornischen Küste kamen, ein korsischer Seefahrer befand, so war es ganz sicher, daß Miranda's Vater denselben in der kürzesten Zeit ausfindig gemacht hatte, und wenn dann die Beiden am Strande im Schatten der Fässer und Ballen oder aber im Wirthshause saßen und plauderten, dann konnte man in ihrem seltsamen Kauderwelsch keinen Unterschied entdecken.

Ob Pedro Altamirando auf seinen langen Fahrten auch bis zur Inselheimath der Korsen gekommen war? Er ließ sich darüber niemals aus.

Er liebte es, wenn die Seinen in ihrer Wohnung und Kleidung möglichst viel schimmernden und kostbaren Putz entfalteten, was der Tochter sehr recht war, die Mutter aber immer stiller und scheuer machte.

Den ersten ernstlichen und schmerzlichen Schrecken empfand sie bei des Vaters Tod; Pedro Altamirando hatte plötzlich, ohne Vorbereitung, unter der Hand eines Mörders sein Leben lassen müssen.

Er war länger als sonst zu Hause gewesen, und das unthätige Leben hatte ihn unbehaglich und unruhig ge-

macht. Im Laufe der Tage wanderte er unzählige Male zum Strande hinab und lugte sehnsüchtig über das Meer hinaus. Den einzigen Verkehr, der ihn annähernd befriedigte, fand er unter seinen seefahrenden Genossen, in der kleinen Fonda unten am Strande.

Seine Besuche in diesem Wirthshause aber kamen sehr bald zu einem jähen Abschluß. Eines Morgens fand man ihn erstochen und todt auf der Schwelle seines Hauses liegend, bis wohin er sich von der Fonda aus noch mühsam geschleppt hatte.

Die Mutter war auf einen solchen Schlag nicht gefaßt gewesen. Sie wurde bleicher und leidender, als je zuvor. Die neu begründete, aufstrebende Stadt, in welcher die Familie wohnte, war berüchtigt wegen ihres ungesunden Klima's; das Fieber gab hier jahrein jahraus seine Herrschaft nicht auf und raffte stets die Schwachen und Kummerbeladenen zuerst dahin. Und so hatte auch Miranda's Mutter keinen langen Kampf zu bestehen; sie fand endlich den Frieden und die Rast, davon sie oft geträumt hatte, als sie noch daheim in dem deutschen Dörfchen die Linden vor dem väterlichen Häuschen im Abendwinde säuseln gehört.

Nach der Eltern Tode traten allerlei Umstände ein, die den Geschwistern Beunruhigungen und Befürchtungen brachten. Mochte es nun sein, daß der Vater in der kleinen Fonda am Strande zu oft den Würfelbecher und die Karten gehandhabt hatte, oder daß seine Fahrzeuge nicht mehr so viel Gold und andere gute Dinge heimgebracht, wie in den früheren Zeiten des Glücks und des

Ueberflusses, genug, Miranda und ihr Bruder Miguel konnten sich keine Rechenschaft davon geben, woher es kam, daß ihre Mittel von Tag zu Tage immer mehr abnahmen. Eine Kostbarkeit nach der anderen mußte veräußert werden, damit sie nur das Dach über dem Kopfe behielten.

Miranda nahm sich dies sehr zu Herzen; es war ihr zu Muthe, als ob ein neidisches Schicksal sie um wohlerworbene Rechte betrog. Sie verlangte ja weiter nichts, als ruhig und in trauter, sorgenloser Gemeinschaft mit ihrem Bruder zu leben, umgeben von dem Luxus und den Bequemlichkeiten, die ihr zur Nothwendigkeit geworden waren; und gerade diese wurden ihr jetzt ohne ihr Verschulden Stück für Stück entrissen.

Das war hart; indessen blieben ihr ja noch der Sonnenschein und die Blumen und der Bruder Miguel. Aber das Maß ihrer Prüfungen war noch nicht voll gewesen; denn eines Abends brachte man ihr, ohne jegliche Vorbereitung, auch den Bruder als Leiche in's Haus.

Wenige Stunden zuvor war er heiter und gesund fortgegangen, in's Wirthshaus, um Neues zu erfahren, wie er sich ausgedrückt hatte.

Es hatte dabei etwas in seinem Wesen gelegen, das ihr unwillkürlich das Bild des Vaters zurückgerufen. Und noch ehe viele Stunden vergangen waren, hatte ein gewaltsamer Tod ihn auf die Bahre gestreckt, wie vor ihm den Vater.

Was die Ursache gewesen, blieb ihr unverständlich. Dem Gerücht, daß man ihn bei falschem Spiel ertappt, schenkte sie keinen Glauben. „Miguel war zu seelensgut,

zu großherzig, um durch Schädigung Anderer seinen Vortheil zu suchen," behauptete sie. „Und wenn er beim Spiel einen Streit gehabt, war das ein Grund dafür, ihn, den Harmlosen, todtzuschießen?"

So blieb ihr nichts als die heiße Klage um den Todten, dessen erkaltete Lippen ihr nicht mehr zu erzählen vermochten, wie er sich vergeblich bemüht hatte, die Mittel zum Unterhalt der geliebten Schwester zu erlangen, wie er zuletzt seine Hoffnung auf Karten und Würfel gesetzt, wie er versucht, dabei ehrlich zu Werke zu gehen, wie aber der unselige Geist des Vaters sich in ihm geregt und das unzeitige Ende über ihn heraufbeschworen.

Nun war sie ganz allein und verlassen gewesen, und als in der höchsten Noth und Verzweiflung Philipp Hart, der Landsmann ihrer seligen Mutter, sich ihr mit theilnehmenden Worten und thatkräftiger Hilfe nahte, da wendete sie sich ihm zu, wie die Liane sich dem stützenden Stamme der Sykomore zuwendet.

Alles dieses entwickelte sich von Neuem lebhaft vor ihrem geistigen Auge, und weiter auch das, was danach sich zutrug, bis zu dem Zeitpunkte, wo Philipp sie als seine Gattin in sein Heim geführt. Hier hatte nichts ihren Frieden gestört, bis heute ... bis heute, wo sie aus dem Munde der fremden Frau die Geschichte seiner Vergangenheit vernommen. —

Die Sonne war in die Tiefe des Meeres hinabgetaucht, und das Zwielicht des Abends hatte sich in das Graudunkel der Nacht verwandelt, ehe Miranda sich von dem niederen Lager zu erheben vermochte, auf welches sie hin-

gesunken war, als sie am frühen Nachmittag mit tastender Hand ihr Zimmer erreicht hatte.

Noch hatte sie keinerlei Plan entworfen, keinen Beschluß gefaßt. Sie wußte, daß ihr Recht an Alles, was sie hier umgab, aufgehört hatte, seit sie das Unrecht erfahren, das dem anderen Weibe geschehen war. Aber diese neue Lage der Dinge hatte ihre Sinne verwirrt — es war wie in einer Komödie, wo man mitten im Akt die Lichter auslöscht und den Vorhang herabläßt.

Ein leichtes Geräusch, welches von den Ställen her an ihr Ohr drang, die durch niedere Zwischengebäude mit dem hinteren Theil des Hauses in Verbindung standen, lenkte endlich ihre Gedanken wieder auf die Gegenwart.

Sollte Philipp zurückgekehrt sein? Nein, das war noch nicht möglich. Aber wenn er kam — was dann?

Ein panischer Schrecken durchrieselte sie. Was dann? Was sollte sie ihm sagen? Wie sollte sie vor ihn hintreten? Durfte sie ihn erwarten und dadurch ihre Flucht unmöglich machen?

Nimmermehr! Sie mußte fort und dies sogleich. Sie mußte fort, viele Meilen weit fort von hier, damit nichts ihn hindere, seine volle Pflicht Derjenigen gegenüber zu thun, an die er gebunden war — wenigstens früher und daher rechtmäßiger gebunden war, als an sie selber. Der Gedanke wuchs, festigte sich und ward zu einem unabänderlichen Entschluß, noch ehe eine Minute vergangen war.

Rasch vertauschte sie das leichte Hausgewand gegen eine Kleidung, die besser für die Reise geeignet war, und dann raffte sie hastig allerlei Kleinigkeiten zusammen, ohne

erst lange die Nützlichkeit derselben zu erwägen. Der Inhalt ihrer Reisetasche würde einem kühlen Beobachter ein Lächeln abgenöthigt haben durch seine Ueberfülle an nichtigem Tand und seinen Mangel an brauchbaren Dingen.

Diese Vorbereitungen nahmen sie länger in Anspruch, als sie für möglich gehalten hätte. Ihre Hände bebten vor Kraftlosigkeit, und ihre Füße schleppten sich nur mühsam und schwerfällig von Ort zu Ort, und dennoch befand sie sich in fieberischer, eiliger Hast, als sie endlich Pancho herbeirief und ihm befahl, den leichten Wagen anzuspannen und bereit zu halten.

Pancho schaute die Herrin verwundert an, als er diese Weisung vernommen. Was hatte die Señora im Sinne, daß sie zu dieser Stunde eine Reise unternehmen wollte, und noch dazu ohne Don Felipe? Die Señora aber behielt ihre Gründe für sich, und so blieb ihm nichts übrig, als schweigend zu gehorchen.

In ihrer Ungeduld schienen sich die letzten Augenblicke zu Stunden auszudehnen. Endlich hörte sie das Rollen der Räder und das Hufgestampf; der Wagen hielt vor dem Hauseingang.

Noch einmal warf sie einen schnellen Blick um sich; sie fürchtete sich vor diesem Abschied, und dennoch mußte sie sich umschauen. War dies doch der Ort gewesen, wo sie Liebe, Ruhe und Frieden gefunden hatte, eine dreifache Glückseligkeit, die sich nicht ohne ein schmerzhaftes Zerreißen der Herzensfasern aufgeben ließ. Wenige Stunden hatten hingereicht, Alles, Alles zu verändern; dies war ihre Heimath nicht mehr; sie mußte hinaus, fort, weit

fort, sie mußte ihren Platz dem Weibe einräumen, das Philipp in seinen jungen Jahren geheirathet hatte, und das jetzt wie aus dem Grabe erstanden war, um sein Recht zu fordern. Ihre Liebe war ein Fehlschlag gewesen, und auf die seine hatte sie keinen Anspruch mehr.

Wohin aber wollte sie? Wer würde sie aufnehmen? Sie hatte von Ausgestoßenen reden hören; sie hatte Frauen gekannt, die, unschuldig wie sie selber, in die kalte, mitleidslose, schlimme Welt hinausgeschleudert worden waren. Aber irgendwo mußte es für sie doch einen Zufluchtsort geben; sie hatte ja so unwissentlich gesündigt, daß Gott ihr die Schuld sicherlich nicht anrechnen würde, ja, nicht anrechnen durfte. Zunächst aber mußte sie fort, zu weiterem Ueberlegen war dann noch immer Zeit genug.

Unter der Thür wendete sie sich um und überblickte noch einmal Alles, was sie zurückließ. Es war ja ihre Heimath gewesen, und der Abschied war so schwer, so schwer!

Ihr Blick fiel auf das kleine Kruzifix, welches über ihrem Bette hing. Einem plötzlichen Impulse folgend ging sie zurück und nahm das Kreuz von der Wand; sie hielt dasselbe eine Minute lang in beiden Händen, dann küßte sie es und hing es wieder an seinen Ort.

Dann schritt sie hinaus in die Dunkelheit, und der Wagen führte sie durch die Nacht davon.

3.

Ein neuer Tag war angebrochen, ebenso heiß und voll von dem gleichen blendenden Farbenschimmer. Man hätte finstere Donnerwolken und strömenden Regen herbeiwünschen

mögen, um das glühende Firmament nicht mehr sehen zu müssen und endlich einmal eine erlösende, erfrischende Abwechslung zu erlangen.

Um sechs Uhr Morgens war die Hitze bereits so groß, daß auf den Gräsern und Kräutern keine Spur von Thaufeuchtigkeit mehr vorhanden war; die ganze Vegetation sah um diese frühe Stunde schon aus, als sei der versengende Hauch eines feurigen Ofens darüber hingegangen.

Einen solchen Vergleich zog Philipp Hart, als er die Landstraße dahergefahren kam, bei jeder zurückgelegten Meile freudiger aufathmend und mit dem innigen Gefühl erwartungsvollen Glückes dem in der Ferne bereits sichtbar werdenden Hause zueilend, in welchem ihm Schatten und Erholung winkten, und wo das schöne junge Weib seiner harrte, das sein Heim zum Paradiese machte. Außer ihr erfreute und interessirte ihn nichts mehr auf der Welt.

Die Stadt mit ihrer Aufregung, ihrem rastlosen Treiben, ihrer Habsucht und ihrem Golddurst hatte allen Reiz für ihn verloren. Er würde niemals mehr von Miranda's Seite gewichen sein, wenn seine Anwesenheit in der Stadt nicht ab und zu dringend nöthig gewesen wäre.

Oft hegte er den stillen Wunsch, alle Geschäfte und sonstigen Beziehungen zu der Außenwelt abbrechen und sich einzig und allein auf den ungestörten Genuß ruhigen häuslichen Glückes beschränken zu können.

Als der Wagen endlich vor der Pforte des Hauses hielt, sprang er mit einem Seufzer der Erleichterung von seinem Sitze herab, warf den Zügel einem der herbeieilenden Knechte zu und eilte dann mit einem freundlichen

Worte für Pancho schnellen Schrittes hinein in den Thorweg, um sie aufzusuchen, die während der langen Fahrt in der vergangenen sternklaren Nacht alle seine Gedanken erfüllt hatte.

Da Miranda nur selten von der Zeit seiner Ankunft vorher unterrichtet zu sein pflegte, so verwunderte es ihn auch niemals, wenn sie nicht gleich zu seiner Bewillkommnung am Platze war, selbst wenn seine Abwesenheit länger als gewöhnlich gewährt hatte.

Als er jedoch seine Gegenwart durch wiederholtes Pochen an ihre Thür verkündet und keine Antwort darauf erhalten hatte, öffnete er dieselbe mit einigem Erstaunen und rief ihren Namen durch die Spalte.

„Miranda, mein Liebling, ich bin da; freust Du Dich nicht, mich wieder zu Hause zu sehen?“

Alles blieb still.

Er stieß die Thür auf und trat ein.

Das Gemach war leer; Unordnung herrschte in allen Ecken, jene Unordnung, welche ein eilig und überstürzt Abreisender zurückzulassen pflegt.

Philipp that, sich umschauend, einige Schritte hierhin und dorthin, in eigenthümlicher Weise ganz nebensächliche Dinge bemerkend und betrachtend, ihrer Flucht aber noch ganz unbewußt. Er sah, daß sie nicht da war; allein das Haus hatte noch ein Dutzend anderer Zimmer, die sie zu ihrem Aufenthalt gewählt haben konnte; vielleicht auch hatte der Morgen sie bereits hinausgelockt in's Freie, da aller Voraussicht nach die Hitze des späteren Tages ein Verlassen des Hauses nicht mehr gestatten würde.

Dennoch fühlte er sich durch ein ungewöhnliches Etwas in dem Gemach zurückgehalten; wie abwesend nahm er diesen und jenen Gegenstand in die Hand und legte ihn wieder hin, unbedeutende Kleinigkeiten ihrer Toilette; sie erinnerten ihn so lebhaft an sie, doppelt lebhaft durch das zarte Parfüm, das ihnen anhaftete. Ein zierlicher Pantoffel lag am Boden, fast hätte sein Fuß auf denselben getreten; er bückte sich und hob ihn auf, sorgfältig und mit zärtlicher Berührung, als wäre selbst solch' ein todter Gegenstand seinem Herzen lieb und theuer, weil sie ihn im Gebrauch gehabt, und ehe er den kleinen Pantoffel neben ihr Lager stellte, hatten seine Lippen den duftigen Atlaß desselben berührt.

Endlich gewahrte er, daß ihr Bett unbenutzt geblieben war. Er rief Pancho herbei, um zu erfahren, welchem Zimmer die Señora in dieser Nacht den Vorzug gegeben habe, und während er auf den Diener wartete, nahm er mechanisch das Kruzifix auf und hing es wieder an seinen Platz, denn Miranda's zitternde Finger hatten es nur unvollkommen befestigt. Es war wieder herabgefallen, als sie die Thür hinter sich schloß.

Pancho war auf seines Herrn Ruf herbeigekommen und stand nun schweigend und wartend in der Thür. Philipp wendete sich von dem Kruzifix zu ihm und sagte: „Melde Deiner Señora, daß ich hier bin."

Pancho, ganz im Widerspruch mit seiner sonstigen Willigkeit, rührte sich nicht vom Flecke. Philipp blickte ihn verwundert an.

„Nun, worauf wartest Du noch?" fragte er.

Pancho trat einige Schritte näher, seine schwarzen Augen hafteten am Boden.

„Die Señora ist nicht mehr hier," antwortete er. „Die Señora ist gestern Abend dieselbe Straße gefahren, welche der Señor soeben gekommen ist."

Das war unerwartet. Was konnte Miranda zu dieser auffallenden Reise veranlaßt haben, noch dazu ohne Begleitung, ganz allein?

„Hat die Señora nichts, keine Bestellung für mich zurückgelassen?"

„Nein, Señor."

„Hatte sie einen Brief oder sonst eine Botschaft erhalten?"

„Nein, Señor."

Philipp ging, die Hände in den Taschen, einige Male im Zimmer auf und ab.

„Ist während meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?"

„Ja, Señor."

„Wer? So rede doch, Mensch, und stehe nicht da wie ein Klotz!" fuhr er auf Pancho ein, jetzt ganz außer sich darüber, daß der Diener ihm so lange das vorenthielt, was er selber doch sicherlich ganz genau wußte.

„Wenn Don Felipe ganz genau wissen will, was gestern hier vorgefallen, so muß Pancho reden. Die fremde Frau kam her, zu Fuß auf der heißen Landstraße, kurz nach der Mittagszeit."

„Die fremde Frau? Welche fremde Frau?"

„Die señora estrangera mit dem mageren Gesicht und

den traurigen Augen. Sie war sehr müde und lehnte sich an die Mauer, als sie nach meiner Señora fragte; aber so müde war sie nicht, daß sie sich hätte abweisen und bei dem Gesinde unterbringen lassen. Sie hatte etwas ganz Besonderes mit der Señora zu reden, und sie wollte warten, bis die Señora für sie Zeit hätte. Und als ich ging, um dies der Señora zu melden, da folgte sie mir die Treppe hinauf bis auf die Veranda, wo die Señora Siesta hielt. Und so war Madonna Miranda gezwungen, die lange Geschichte anzuhören, welche die fremde Frau ihr erzählte. Die Geschichte muß traurig gewesen sein. Die Señora lauschte und lauschte, bis sie ganz erschöpft war, und als sie endlich ging, um sich in ihrem Zimmer zu erholen, da hatten die grausame Hitze und die traurige Geschichte sie so schwach gemacht, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel."

„Die Señora fiel zu Boden? Ohnmächtig?" wiederholte Philipp mit stockendem Athem.

Nie zuvor war etwas im Stande gewesen, ihr vollkommenes physisches Gleichgewicht so zu beeinträchtigen. Er erschrak ernstlich, und dennoch — vielleicht war's gar nicht einmal so schlimm gewesen. Die Natur der Frauen ist ja eine so seltsame; Hitze, Kummer, Freude — das Eine wie das Andere kann's ihnen anthun.

Pancho fuhr fort: „Die fremde Frau war hilfreich und gut, sie half der Señora wieder aufstehen, und als ich herankam, um Beistand zu leisten, da hatte die Fremde die Señora bereits in ihr Zimmer geleitet. Später aber, als die Zofe um Einlaß bat und inständigst flehte, erhielt

sie keine Antwort. Viele Stunden vergingen, ehe die Señora Jemand rief, dann aber rief sie mich. ‚Pancho,‘ sagte sie, ‚den leichten Wagen und die braune Stute, aber sogleich.‘ Ich erkühnte mich zu einer Frage: ‚Befiehlt die Señora nach der Poststation zu fahren?‘ — denn es war mir um die braune Stute, die jetzt schlecht zu Fuße ist. Als die Señora mir keine Antwort gab, wagte ich's auf ihren Unwillen hin und spannte den schwarzen Scipio in die Gabel. Die Señora aber merkte nichts davon, als sie den Wagen bestieg, und so ist sie auch auf den armen Pancho nicht böse geworden."

Pancho's letzte Worte fielen in taube Ohren; Philipp schritt wieder im Gemach auf und ab. Wer konnte die fremde Frau mit dem bleichen Gesicht und den traurigen Augen gewesen sein, daß sie Miranda zu bewegen vermochte, in so ungewöhnlicher Weise das Haus zu verlassen? Diese Frage durchfuhr ihn wie ein glühendes Schwert — die Antwort aber lag wie ein Eisklumpen in seinem Herzen.

Daher also diese eigenthümliche Unruhe, die, ihm selber bisher unerklärlich, in seinem tiefsten Innern nie geschlummert hatte!

Wer war diese fremde Frau? Allmächtiger Gott! Wer konnte sie sein, wenn nicht —?

Aber Ellen war ja todt!

Todt? Hatte er denn jemals Gewißheit darüber erlangt? Hatte er denn den Todtenschein in den Händen?

„Mein Gott!" stöhnte er. „Mein Gott!"

Aber gibt denn das Grab seine Todten wieder heraus?

Ellen wäre also nicht gestorben? Das Gerücht hätte gelogen, das Gerücht, dem er zu schnell geglaubt? — Ellen lebte — und Miranda —

„Mein Gott!“ stöhnte er in fürchterlicher Qual. „Mein Gott!“

Wie hatte sein Geschick, ihm selber unbewußt, sich plötzlich so schrecklich gestaltet! Der Traum war aus, er war erwacht und sah sich am Rande eines Abgrundes. —

Als er vor Jahren seine Frau und sein Kind verlassen, hatte er dies in der innigen Hoffnung gethan, hier im fernen Westen eine neue Heimath und Wohlstand für dieselben schaffen zu können. Allein Unglück und Mißerfolge schienen sich an seine Sohlen zu heften. Er mochte arbeiten mit den Händen und mit dem Kopfe so viel er wollte, er brachte nichts vor sich.

Die Goldgräberei war in vollem Gange. Er arbeitete unter denselben Verhältnissen, wie die übrigen Schatzsucher, aber der Zufall wollte es stets, daß seine Nebenmänner die schönsten Funde machten, während er leer ausging. Leute, die ohne jegliche Fähigkeiten und Kenntnisse sich an's Werk gemacht hatten, kehrten mit Reichthümern nach Hause zurück, für deren Erlangung er viele Jahre seines Lebens gern hingegeben hätte Und dabei war sein Verlangen niemals ein selbstsüchtiges gewesen. Er hatte nur immer an seine Lieben daheim gedacht und nur ihretwegen unterzog er sich immer von Neuem der mühseligsten und härtesten aller Arbeiten. Nicht um sein eigenes, um Ellen's Lebensloos zu erleichtern, harrte er

sehnsüchtig eines wenn auch nur bescheidenen Erfolges; aber er harrte immer vergebens.

Die Briefe seiner Frau waren traurig, beinahe herzbrechend. Sie schilderte ihm ihre Entbehrungen; sie ließ durchblicken, daß die Glücklichen, die mit reicher Ernte in die Heimath zurückgekehrt waren und nun ihre Familien mit Wohlstand überschütteten, ihrer Meinung nach zweckentsprechender und fleißiger gearbeitet haben müßten, als er. Sie wollte ihm damit weniger einen Vorwurf machen, als ihn vielmehr zum rechten Bewußtsein ihrer großen Noth bringen. Er war so weit von Hause entfernt, und die Abwesenheit schwächt die Schärfe der sympathischen Empfindungen ab, die sich gern und so eifrig bethätigen, wenn die Bedürftigen sich in ihrem Gesichtskreise befinden. Daher betrachtete Ellen es als ihre Pflicht und ihr Recht, ihrem Gatten die Noth seiner Familie immer von Neuem und möglichst eindringlich vorzuhalten.

Es gab kein anderes Mittel, als das geschriebene Wort, die große Entfernung zu überbrücken, und wenn unter den obwaltenden Umständen dieses Wort öfters in der unangenehmen Gestalt eines Vorwurfs erschien, wen konnte dies Wunder nehmen? Sie hatte sich mit Noth und Sorgen zu plagen und war dabei ganz ihren eigenen Gedanken überlassen; sie wähnte schließlich, daß der Kampf um's Dasein ihr selber ganz allein aufgebürdet sei, und daß ihr nur geringe Hilfe und Mitgefühl von dem zu Theil würde, der doch von Rechtswegen ihre ganze Stütze sein sollte.

Philipp beantwortete solche Briefe so gut und tröstlich

er konnte. Allein es ist ein schweres Ding, immer nur liebevolle, tröstliche und möglichst klaglose Briefe zu schreiben, wenn die Lage der Dinge und auch die Aussichten andauernd hoffnungslos bleiben; und so wurden seine Briefe seltener und ab und zu vielleicht auch mißgestimmter und abweisender, da er bei allen seinen Mühsalen und Sorgen auch noch Vorwürfe ertragen sollte, die zwar erklärlich waren, aber keine Berechtigung hatten. Trotzdem aber fuhr er fort, sich seiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt zu bleiben und in ehrlichster und eifrigster Weise für Weib und Kind zu streben und zu arbeiten. Noch immer ja wiegte sich seine hoffende Seele in Traumbildern einer sorgenlosen Zukunft für sich und die Seinen.

Mit der Zeit aber wurden diese Traumbilder seltener. Fortwährende Mißerfolge stumpfen ab und lassen die Schwungkraft des Geistes und der Seele erlahmen. Es begann eine dumpfe Apathie in Philipp's Innerem Platz zu greifen, die zeitweise in vollkommene Gleichgiltigkeit gegen Alles, auch gegen Diejenigen ausartete, die an ihn gefesselt waren, die mit ihm stehen oder fallen mußten.

Zudem blieben die Nachrichten aus der Heimath plötzlich aus. Er war seit Monaten schon weiter südlich gezogen, hatte Ellen auch Mittheilung davon gemacht, aber keinen Brief seitdem mehr von ihr erhalten.

Da kam die Kunde von dem epidemischen Fieber, welches ganze Landstriche in den östlichen Staaten verheerte, über die Felsengebirge nach dem Goldlande, und zugleich mit derselben erreichte Philipp das Gerücht, daß nicht nur sein Schwiegervater, der alte Pastor Wilson,

sondern auch seine Frau und sein Sohn der Seuche erlegen seien. Das Gerücht wurde wiederholt bestätigt, und Philipp hatte um so weniger Grund, an demselben zu zweifeln, als ja auch keine Briefe mehr von Ellen kamen, welche die Anzeige vom Wechsel seines Aufenthalts nicht erhalten hatte, ihre an die frühere Adresse gerichteten Briefe aber wieder zurückerhielt.

Die erste Empfindung, die ihn bei dieser Nachricht überkam, war ein Gefühl der Erlösung. Nun hatte die Noth der Armen ein Ende, und nun war's auch ganz gleichgiltig, wie und wann er selber hier draußen zu Grunde ging, denn es lastete ja keine Verantwortlichkeit mehr auf ihm. Und in dieser Empfindung verlor sich nach und nach auch sein Schmerz.

Allein die Wahrheit des alten Wortes, daß auf Erden nur das Unerwartete sicher und gewiß ist, sollte sich auch an Philipp bewähren. Sein Geschick hatte den dunkelsten Punkt erreicht, und nun trat die Wendung ein.

Er hatte, wie schon mehrfach zuvor, das Anerbieten einiger Spekulanten angenommen, sich an der Aufschließung einer neuen Grube zu betheiligen und als Kapitalseinlage seine Kenntnisse und Erfahrungen gänzlich und ausschließlich dem neuen Unternehmen zuzuwenden. Er ging ohne jegliche Hoffnung an's Werk, aber die Erfolge desselben waren so überwältigend groß, daß sie selbst die allerhöchsten Erwartungen übertroffen hatten. Er vermochte anfänglich sein Glück gar nicht zu fassen, so sehr hatte er sich bereits aller Hoffnung entwöhnt.

Nunmehr war wieder sein erster Gedanke Ellen —

aber Ellen war ja todt. Jetzt, da das Glück da war, sollte sie dasselbe nicht mehr genießen. Er dachte ihrer mit Sehnsucht, Wehmuth und tiefem Mitleid, ihrer und seines kleinen Knaben. Wie hätte nun Alles so anders sein können!

Die Wendung in seinen äußeren Verhältnissen brachte ihn wieder in's Leben hinein — man lebt gar schnell in jenem heißen Lande — und nun trat die zweite Wendung ein.

Das dunkle, räthselvolle Geschick führte ihm Miranda Altamirando in den Weg.

Er war derselben näher getreten und hatte ihr Hilfe und Beistand gewährt, als sie allein und verlassen in der Welt stand, und ihre lebhafte, kindliche Dankbarkeit verrieth gar bald die in ihrem Herzen erwachende Liebe zu dem stattlichen Manne, der so freundlich in der schönen Sprache ihrer verstorbenen Mutter zu ihr zu reden wußte. Er überließ sich dem süßen Zauber, den ihre Unschuld um ihn wob, und in ihrer Gegenwart hatte er bald die trübe Vergangenheit vergessen.

Miranda wußte nichts von seinem früheren Leben; es peinigte ihn, daran zurückzudenken und davon zu reden, und ihr genügte es vollkommen, sich fortan unter seinem Schutze und aller Sorgen enthoben zu wissen.

Und als er ihr endlich den Vorschlag machte, ihn zu heirathen, da ging sie freudig darauf ein, obgleich ihr religiöses Gefühl an der von Philipp gewünschten Civiltrauung anfänglich Anstoß nahm; dennoch fügte sie sich seinem Willen — hatte sie doch, seit sie ihn kannte, sich längst jeglichen eigenen Willens begeben.

Philipp hatte dann auch nach seinem ersten Wohnsitze um den Todtenschein Ellen's und seines Kindes geschrieben — solche Briefe brauchten damals Monate, um an ihr Ziel zu gelangen. Das Ausbleiben der Antwort und des Dokumentes aber machte ihm weiter keine Sorge; sein deutscher Ordnungssinn allein hatte ihn zu der Einforderung des Scheines veranlaßt, bei der Civiltrauung war derselbe nicht erforderlich und auch die kirchliche Trauung in Amerika erheischt keinerlei Dokumente.

Dann kam eine glückliche Zeit.

An diesem Morgen aber war er aus seinem Glückstraum erwacht — konnte denn Alles dieses wirklich nur ein Traum gewesen sein?

Noch einmal dämmerte eine schwache Hoffnung in ihm auf — vielleicht war Alles nur ein Irrthum. Diese Hoffnung wollte er sich nicht rauben — er wollte keine Gewißheit, wollte Derjenigen jetzt nicht entgegentreten, die ihm diese Hoffnung vernichten mußte. Ein Taumel überkam ihn. Er mußte zu Miranda, er mußte sie sehen, er mußte aus ihrem Munde vernehmen, was sie beschlossen, was sie zu thun gedachte, wenn —

In halbem Wahnwitz befahl er seinen Wagen.

4.

Während er den Weg wieder zurückjagte, den er soeben erst gekommen war, bemühte er sich vergeblich, seine Gedanken zu ordnen und die Umstände, wie sie aller Wahr-

scheinlichkeit nach lagen, ruhig zu erwägen. Nur ein Bild, nur eine Gegenwart erfüllte ihn — Miranda.

Sein Geschäftshaus in San Francisco war verschlossen, dort konnte sie mithin keine Unterkunft gefunden haben; der einzige Ort, wohin sie sich daher, seiner Meinung nach, gewendet haben konnte, mußte das Gasthaus sein, in welchem sie zuletzt mit Miguel, ihrem Bruder, gewohnt und wo er sie zuerst gesehen und kennen gelernt hatte.

Auch er hatte hier einige Monate lang gewohnt, die Zeit, welche zwischen seinem ersten großen Erfolge und der Erwerbung des schönen Landsitzes draußen in der Provinz lag.

Während er vor der Thür des Logierhauses auf Einlaß wartete, zog eine Reihe von Momenten aus jener Zeit der ersten Bekanntschaft im Fluge an seinem Geiste vorüber.

Die Pforte öffnete sich mit Geläut, und der sich tief verneigende Thürhüter bestätigte Philipp auf dessen Frage die Richtigkeit seiner Annahme. Die Señora Hart war hier abgestiegen; sie hatte das Zimmer gewählt, welches sie früher bereits einmal bewohnte.

Philipp kannte den Weg.

Als die Thür sich aufthat, erwartete er beinahe, Miranda ihm mit freudigem Lächeln entgegeneilen zu sehen.

Sie war im Zimmer; sie saß am Fenster und starrte regungslos hinaus. Ihr Rücken war der Thür zugekehrt; es war ihr augenscheinlich ganz gleichgiltig, wer hinter ihr öffnete und hereintrat.

Er ging schnellen Schrittes auf sie zu und legte den Arm um sie.

„Mein Liebling!“ sagte er. „Wie hast Du mich durch Dein Weggehen erschreckt! Was soll das heißen? Warum hattest Du meine Rückkehr nicht abgewartet? Ich hätte Dich dann doch begleiten können.“

Sie wendete ihm langsam ihr Antlitz zu; ihre schönen Augen waren von Trauer ganz verschleiert.

„Warum sollte ich auf Dich noch länger warten, da Du fortan doch nicht mehr mein eigen bist? In all' der Zeit, wo wir so glücklich waren, wußte ich ja nicht, daß noch eine andere Frau da ist, die ein größeres Recht an Deine Liebe hat, als ich. Ich wußte ja nicht, daß Du bereits ein Leben hinter Dir hast, an welchem ich keinen Theil haben konnte und durfte.“

Sie sagte dies in dem Tone eines Kindes, welches sich ohne Verschulden bestraft und schmerzlich gekränkt sieht; dabei aber lag kaum der Schatten eines Vorwurfs in diesem Tone.

Er empfand jedoch sogleich, daß sich bereits eine Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Vielleicht nur ein Nebelschleier, aber sie war da. Eine innere Angst machte ihm die Schläfe pochen.

„Was hast Du erfahren?“ fragte er. „Was hat man Dir gesagt? Daß ich einst vor langen Jahren eine Andere geheirathet, die aber gestorben, wenigstens für mich und meine Liebe todt ist? Wer hieß sie wieder aus dem Grabe steigen? Ich wahrlich nicht! Die Rechte, die sie einst an mich hatte, sind hinfällig geworden, wenn es auf der Welt noch eine Gerechtigkeit gibt! Und wenn die Liebe im Himmel und auf Erden noch im Besitze ihrer alten,

heiligen Macht ist, dann bist Du heute mein Weib, und nicht Jene!"

Miranda's Denkvermögen war nicht sonderlich geübt, dennoch erkannte sie die Spitzfindigkeit in Philipp's Rede.

Ihre Augen schauten in die seinen.

„Du hast Ellen Wilson vor vielen Jahren geheirathet, nicht?" fragte sie.

Er konnte dies nicht in Abrede stellen.

„Und Du bist hierher nach Kalifornien gekommen, um hier für sie und Dein Kind ein neues Heim zu gründen, weil Dir's in der alten Heimath nicht glücken wollte. Warum holtest Du sie nicht, als Du reich geworden warst?"

„Weil sie und mein Kind inzwischen gestorben waren, vielmehr — o mein Gott! — weil mir die Kunde kam, daß sie und ihr Vater und mein Sohn dem Fieber erlegen seien, das damals Hunderte in jener Gegend hinweggerafft hatte. Die Kunde wiederholte sich mit größter Bestimmtheit, zugleich blieben auch Ellen's Briefe aus — konnte ich da anders, als den Nachrichten Glauben schenken und den Tod der Meinen betrauern? Und jetzt —"

„Jetzt ist Ellen da," sagte Miranda tonlos.

„Nein, nur Du, nur Du bist da!" rief er in leidenschaftlicher Heftigkeit. „Ich liebe nur Dich und ich kann Dich nicht lassen! Du bist das erste Weib, das jemals mein ganzes Herz entzündete. Die Andere war ein Schatten, ein kaltes Phantom gegen Dich! Ich sollte wieder zu ihr zurückkehren, nachdem ich Deine Liebe kennen gelernt? Nimmermehr! Was kann ich dafür, daß das

Geſchick mich damals belog? Sollſt Du, ſoll ich jetzt darunter leiden? Meine Pflicht und mein Recht ſtellen mich an Deine Seite, Gott helfe der Anderen — ſie kommt zu ſpät!"

Miranda ſaß regungslos und ſprach kein Wort; auf ihrem Antlitz zeigte ſich nichts als ein tiefes Mitleid.

„Es kann Dein Wille nicht ſein, mich wieder in das alte, kalte Leben zurückzuſtoßen," fuhr er fort. „Das wäre ein Hohn auf alle Vernunft, auf alle Natur. Du biſt mein mit Fug und Recht, an mich gebunden mit den heiligſten Feſſeln. Wer kann uns trennen, wenn wir ſelber zuſammenſtehen wollen? Ich will meine Sache dem Spruch des Richters unterwerfen, und ich müßte die Rechtspflege dieſes Landes nur ſchlecht kennen, wenn das Urtheil uns nicht günſtig ausfallen ſollte. Oder aber ich will mit Dir in ein anderes Land gehen, weit fort, wenn Du dies vorziehen ſollteſt. Dort will ich Dich noch inniger, noch zärtlicher und treuer lieben, als je zuvor. Dorthin ſoll die Vergangenheit keinen ihrer Schatten mehr werfen. Alles, Alles ſoll dort vergeſſen ſein, nur unſere Liebe nicht!"

Ihre Lippen öffneten ſich, ihr Athem ging ſchnell und ſchneller. Weshalb und wem wollte ſie eigentlich dies Opfer bringen? Wenn ſie von Philipp ſich trennte, dann ſtand ſie ganz allein auf der Welt, dann kümmerte ſich Niemand mehr darum, ob ſie lebte oder ob ſie ſtarb. Und was war ihr dann die andere, die fremde Frau?

Handelte ſie recht, wenn ſie ein doppeltes Glück, Philipp's und das ihre, jener einzelnen Perſon opferte?

Da tönten ihr wieder die einzelnen Worte der armen Frau in's Ohr: „Ich beschwöre Sie, mir meinen Gatten wiederzugeben! Ich beschwöre Sie, meinem Kinde seinen Vater nicht vorzuenthalten!"

Philipp beobachtete ihr Gesicht mit heißer Angst; er bemerkte eine Veränderung auf demselben.

„Willst Du mit mir kommen?" fragte er mit hoffender, flehender Stimme. „Miranda, mein Leben, mein Alles! Miranda!"

Sie hob ihre Augen zu den seinen.

„Du sprichst vom Recht und vom Gesetz," entgegnete sie mit tiefem, traurigem Ernst in ihrer Stimme. „Ich habe davon nie etwas verstanden; ich weiß auch nicht, wie weit Recht und Gesetz auf unserer oder auf Ellen's Seite stehen. Eins aber weiß ich: Du hast ihr damals am Altar versprochen, zu ihr zu stehen im Unglück und im Glück. Die Noth trennte euch; sie trug ihre Sorgen und ihr Leid allein, ohne Deine Liebe. Jetzt ist sie gekommen, um von Dir zu fordern, daß Du ihr in Deinem Hause den Platz einräumst, der ihr gebührt; sie fordert nicht mehr, als sie zu fordern das Recht hat. Du darfst ihr dies Recht nicht verweigern, Du darfst sie nicht zurückstoßen. Sie hat Dich treu geliebt, in bitterer Armuth und in schweren Sorgen; jetzt hat sie einen heiligen Anspruch an das, was Dir das Glück gegeben, und auch — an Dein Herz. Ich aber werde nie wieder einen Anspruch an Dich erheben. Ich bitte Dich, gib ihr wenigstens einen Theil der Liebe, die mich so glücklich gemacht hat. Der Schmerz, Dich aufgeben zu müssen, wird mir weniger

fühlbar sein, wenn ich weiß, daß das Opfer nicht vergebens war. — Willst Du mir dies versprechen?"

Philipp erwiederte kein Wort. Er wußte jetzt, daß das schwache Weib, welchem er, wenn auch unwissentlich, ein so schweres Unrecht zugefügt, stärker war, als seine Leidenschaft; er wußte jetzt, daß er sich zu fügen hatte, daß sie ihm gegenüber von nun an eine Fremde sein würde, so lange jene Andere zwischen ihnen stand. Sie hatte seine Gründe durch ihre einfache, edle Rechtlichkeit aus dem Felde geschlagen.

Er verbarg sein Gesicht in den Händen und saß, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt. Er hatte keine Antwort auf Miranda's Frage; vielleicht hatte er dieselbe gar nicht vernommen. Er kämpfte einen harten Kampf in seinem Herzen.

Draußen hatte sich der Wind aufgemacht; er wehte scharf herein von der See, wie er hier, in der Stadt am „Goldenen Thor", um die frühe Nachmittagszeit stets zu thun pflegt. Die Jalousie am Fenster klappte mit monotonem Schlage gegen den Rahmen. Das fröhliche Lachen eines auf der Straße vorübergehenden Mädchens kam auf den Schwingen des Windes herein, und gleich darauf das laute, lustige Wort ihres Gefährten.

Endlich brach Miranda das Schweigen.

„Philipp," wiederholte sie, „Du mußt zu ihr, Du mußt sie aufsuchen. Sie ist allein hier in dem fremden Lande. Und Du mußt auch — zu Deinem Sohne."

Er aber regte sich nicht. Er dachte und empfand nichts als seinen Verlust.

Sie trat zu ihm heran und legte ihre Hand auf seine Schulter. Ein Schauer durchlief ihn.

„Um Deinetwillen, um meinetwillen, Philipp — geh.“

Er blickte auf; ein mattes Lächeln umzuckte seine Lippen.

„Sieh, wie ruhig Du sein kannst,“ sagte er; „ich freue mich dessen.“

Sie erschrak über die Veränderung, die in seinem Gesichte vorgegangen war. Bisher hatte sie in ihm noch immer einen jungen Mann gesehen; jetzt wunderte sie sich darüber, daß sie nie bemerkt hatte, wie alt er eigentlich sei. Wie tief lagen die Falten zwischen seinen Augen und um seinen Mund, und wie viel Silberfäden durchzogen sein Haupthaar! Sie konnte sich kaum überwinden, ihre Lippen nicht auf die Silberfäden zu drücken.

Sie stand schweigend, die Hand noch immer auf seiner Schulter.

„Und was wird mit Dir?“ fragte er.

„Was Gott beschließt,“ erwiederte sie.

„Sehen wir uns wieder?“

„Nein,“ kam es in gebrochenem Schluchzen über ihre Lippen. „Das könnte ich nimmermehr!“

„Nun denn, so höre. Die Summe, die ich von Anfang an für Dich deponirt hatte, bildet heute ein Kapital, von dessen Zinsen Du leben kannst. Wenn Dir's recht ist, lasse ich dasselbe in dem Bankhause und treffe Anordnungen, daß man Dir zahlt, was Du bedarfst.“

„Wie Du willst,“ sagte sie.

Sie hatte niemals einen praktischen Sinn für des

Lebens Bedürfnisse gehabt, und auch jetzt hatte sie ihrer ferneren Existenzmittel noch gar nicht gedacht. Er aber sah die trostlose Oede voraus, in der fortan ihr Leben dahinschleichen würde, und sein Herz drängte ihn, sie wenigstens mit so viel Komfort für die Zukunft zu umgeben, als die Scheidewand, die sie unwiderruflich zwischen ihm und sich aufgerichtet hatte, dies zuließ.

„So ist's denn also vorbei," fuhr er fort, und der Ton seiner Stimme klang seltsam hohl und fremdartig. „Die Sünde, die ich unwissentlich beging, wird an uns heimgesucht — an uns, denn auch Du Arme mußt um meinetwillen leiden."

„Du aber weißt nun wenigstens, welchen Weg Du zu gehen hast," entgegnete sie.

„Wohl, aber ich weiß auch, daß der Deine einsam und steinig sein wird."

Miranda's Kraft war zu Ende.

„Ich kann nicht mehr, Philipp," stieß sie abgebrochen hervor. „Laß mich allein, ich bitte Dich!"

„So mag Gott uns gnädig sein!" rief er verzweiflungsvoll.

Er schloß die Widerstandslose in die Arme.

„Wenn ich jemals wieder zu Dir zurückkomme, werde ich Dich dann so wieder finden, wie ich Dich verlasse, als die Meine? Wird Deine Liebe Stand halten?"

Ihre Lippen bewegten sich zu einer Antwort, aber sie brachte kein Wort hervor.

Lange schaute er ihr in das liebliche Antlitz, dann beugte er sich herab und küßte sie auf die Lippen, die

blaß und kalt geworden, und auf die Augen, deren Licht und Glanz unter den Thränen erloschen waren. Noch einmal schaute er sie an, als wollte er ihre Seele in sich aufnehmen, noch einmal faßte er ihre beiden Hände — dann ging er hinaus.

Als Miranda wußte, daß sie allein war, brach all' ihr Heldenmuth zusammen. Sie war und blieb doch immer nur ein schwaches Weib, das zu heroischen Thaten nicht geschaffen war; und diesem Manne hatte sie Alles gegeben, was an Liebe in ihr war.

Sie schwankte auf die Thür zu, gerade als dieselbe in's Schloß fiel, mit der instinktiven Absicht, Philipp zurückzurufen, oder aber ihm zu folgen. In blinder Hast tastete sie nach der Klinke; sie konnte, sie durfte ihn nicht gehen lassen — noch war es nicht zu spät; aber sie tastete vergeblich. Die Bewußtlosigkeit, die sie schon einmal wohlthätig umfangen hatte, kam jetzt zum zweiten Mal über sie.

5.

In seiner städtischen Wohnung angelangt, erfuhr Philipp, daß eine Dame bereits mehrmals nach ihm gefragt habe. Dies setzte ihn weder in Erstaunen, noch erregte es ihn.

Sein letztes Erlebniß nahm ihn noch so vollständig in Anspruch, daß ihm alles Andere gleichgiltig war. Einen einzigen Tag wollte er wenigstens haben, an dem er mit seinem Schmerz allein sein konnte; erst mußte der Sturm

in seinem Innern sich legen, ehe er sich mit der Zukunft befaßte.

Vergessenheit erstrebte er nicht. Er wußte, daß die Erinnerung, wie ein körperliches Wesen, ihm bis an das Ende seiner Tage zur Seite schreiten und einen Theil seines Daseins bilden würde, während das, was er fortan noch erlebte, nur ein schattenhaftes Weben bleiben mußte.

Er fragte den Diener, ob die Dame etwas hinterlassen habe und erfuhr nun, daß dieselbe in dem Hotel „Les trois Anges" — die drei Engel — abgestiegen sei.

Dieses Hotel war, wie früher die Stadt San Francisco selber, wie ein Pilz, gleichsam über Nacht aus der Erde emporgeschossen und hatte, außer seinem Namen, durchaus nichts Engelhaftes an sich.

Ellen Hart fühlte sich geängstigt in dem Lärm und Getriebe dieses großen, mit gleißender Pracht ausgestatteten Etablissements. Sie kam sich vor, als befände sie sich unter einem Bann inmitten dieser Männer und Frauen, deren Sitten sie abstießen, die das Gold mit vollen Händen um sich warfen, die vom Morgen bis in die Nacht nur dem Vergnügen zu leben schienen. Sie verabscheute diese Leute, sie verabscheute die Stadt, und sie war überzeugt, daß ein Land, in welchem so verkehrte Lebensanschauungen herrschten, nimmermehr ein gutes Ende nehmen könne. Sie sehnte sich weit, weit fort, und wäre es ihr nicht um ihr Kind zu thun gewesen, so hätte sie sich wieder auf und davon gemacht, ohne den Zweck ihres Kommens weiter zu verfolgen.

— — — — — — — — — — — —

Es war der Morgen nach dem Tage, an welchem Philipp und Miranda sich getrennt hatten. Während der ganzen Nacht hatte er sich mit der Nothwendigkeit vertraut gemacht, Ellen aufzusuchen und ihr Ersatz für die langen Jahre der Verlassenheit zu bieten, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Leicht wurde ihm dies nicht. Zuweilen war's ihm, als müsse er sich freuen, daß Alles nun wieder in das alte Geleise kam — um seines Weibes, um seines Kindes willen — ihm war ganz seltsam zu Muthe.

Stunden lang zögerte er in seinem Zimmer, müßig, in wirren Gedanken; nichts war ihm gegenwärtig, als das Bewußtsein des plötzlichen Wechsels der Dinge, den die letzten Tage ihm gebracht hatten. Endlich, als bereits der Nachmittag herangekommen war, nahm er seinen Hut und ging auf die Straße.

Er hatte sich vorgenommen, nunmehr sogleich das Hotel aufzusuchen, in welchem er Ellen finden mußte; als er aber im Freien war, lenkte er vom Wege ab und schlenderte zum Seegestade hinunter.

Der Tag war schwül und glühend heiß; kein Lüftchen regte sich; der Seewind schien heute seine Aufgabe vergessen zu haben. Nichts in seiner Umgebung erinnerte ihn an den Frieden seines Landhauses, und dennoch sah sein träumendes Auge nichts als wogende Getreidefelder und tropische Blumen, als er die gluthzitternde Straße dahinschritt.

Er war so in sich selbst versunken, daß er fast gegen einen Padre von der katholischen Mission anlief, der in

gleicher Selbstvergessenheit ihm gerade entgegen kam. Er blickte auf und schaute in das gutmüthige Gesicht und in die wohlwollenden, freundlichen Augen eines jener Geistlichen, deren Aufgabe in der That nur die ist, den Schwachen zu helfen und den Mühseligen und Beladenen beizustehen. Der gute Padre trat zur Seite.

„Wir müssen ja Beide gar arg in Gedanken gewesen sein," sagte er mit herzgewinnendem Lächeln, „daß wir auf einander losgingen wie ein Paar feindliche Stiere. Nun, ich hoffe, daß Ihre Gedanken so angenehm gewesen sein mögen, wie die meinen."

Philipp vermochte als Antwort nur seinen Hut zu ziehen, der Ausdruck seines Gesichtes aber bewog den Padre noch zu dem segnenden Gruß: „Gott gebe Dir Frieden, mein Sohn!"

Jeder setzte seinen Weg fort; Philipp's Gedankengang aber hatte durch den kleinen Vorfall eine andere Richtung erhalten. Er lenkte seine Schritte jetzt direkt dem Hotel „Les trois Anges" zu.

Er ging durch die weite Eingangshalle und dann die Treppe hinauf, ohne einen der Bediensteten anzutreffen. Er schlug den Weg nach dem auf dem ersten Treppenflur gelegenen kleinen Empfangszimmer ein, um von hier aus seine Erkundigung einziehen zu lassen. Schon hatte er die Hand am Glockengriff, als er eine Frau in der Nähe des Fensters gewahrte, die ihm, ihrem einfachen Aeußeren nach, zum Hotelpersonal zu gehören schien.

Er näherte sich derselben.

„Ich möchte eine Frau Hart sprechen, die hier im

Hotel wohnt," sagte er. „Können Sie mir Auskunft geben, ob dieselbe anwesend ist?"

Ist es möglich, daß die Zeit solche Veränderungen hervorzubringen vermag? Können zehn Jahre ein Antlitz so entstellen, daß ein Mann der Jugendgeliebten, der Gattin, in's Auge sehen und sie dennoch für eine Fremde halten kann?

Damals, im väterlichen Pfarrhause, war Ellen eine zarte, liebliche Erscheinung gewesen, deren feines Gesichtchen mit den dunklen Augen fast für schön gelten konnte. Als sie jetzt aber vor Philipp stand, war kaum noch eine Spur von dem übrig, was ihn früher an ihr entzückt hatte. Die Jahre, die Sorgen und die schweren Mühen hatten erbarmungslos ihr Werk gethan und dem vorzeitig verwelkten Gesicht den Stempel frühen Alters aufgedrückt. Das Haar war dünn geworden und schon fast ganz ergraut; es war glatt zurück gebürstet und verlieh ihren Zügen einen strengen, ungraziösen Ausdruck. Ein schwarzes Wollenkleid umgab in geraden Falten ihre spärliche Gestalt, nur am Halse und an den Handgelenken zeigte sich ein wenig Weiß. Der ganze Anzug war nur auf die Nützlichkeit berechnet, ein Umstand, der ihr Aeußeres ebenfalls nicht jünger erscheinen ließ.

Anders verhielt es sich mit Philipp; sie erkannte ihn beim ersten Wort, beim ersten Blick. Eine tödtliche Blässe überzog ihr Antlitz.

„Philipp," sagte sie, „kennst Du mich nicht mehr?"

Er fuhr zusammen; er schämte sich, sie gleich zum Beginn wieder so sehr, wenn auch unabsichtlich, verletzt zu haben.

„Doch, Ellen, doch," stotterte er. „Aber Du hast Dich verändert — wir Beide haben uns verändert. Es ist so lange her."

Sie suchte nervös nach ihrem Taschentuche; ihre Lippen zuckten. Er war ihr keinen Schritt näher getreten — er hatte nicht einmal ihre Hand genommen. Das also war das Wiedersehen, das erhoffte, das gefürchtete! Endlich begann sie: „Ich konnte nicht länger mehr warten, Philipp; ich mußte kommen. Du schriebst um meinen Todtenschein, Du glaubtest mich gestorben. Du hattest Dich also nicht böswillig von mir gewendet, wie ich gefürchtet — verzeih' mir's! Nun bin ich gekommen, um Dir Dein Kind zu bringen, und — und — verzeih' mir, Philipp!"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen," antwortete er. „Wenn Eines von uns schuldig ist, dann bin ich's; das Schicksal hat mich schuldig gemacht, es hat mich belogen. Dich aber hat es unglücklich gemacht. Ich will thun, was in meinen Kräften steht, Dein Leben wieder ruhig und sorgenfrei zu gestalten; ob es aber nach all' diesem auch noch ein Glück für uns gibt, das weiß der Himmel allein."

Sie waren während dieser Rede in ein an das Empfangszimmer stoßendes Gemach getreten, in welchem ein Knabe am Fenster saß und in einem Buche las. Derselbe mochte ungefähr elf Jahre alt sein. Sein Blick, sein von blonden Locken umrahmtes Gesichtchen zeigte die unverkennbare Aehnlichkeit mit seinem Vater.

Bei dem Eintritt des ihm fremden Herrn stand der Knabe höflich und bescheiden auf und schmiegte sich dann

an seine Mutter, den Fremden aufmerksam betrachtend. Ellen schlang ihren Arm um des Sohnes Schulter, hatte sie doch gelernt, demselben Vater und Mutter zugleich zu sein.

„Er sieht Dir recht ähnlich, Philipp," sagte sie. „Findest Du nicht?"

Philipp's Antwort war eine an den Knaben gerichtete Frage.

„Weißt Du, wer ich bin? Hast Du jemals von Deinem Vater gehört? Und glaubst Du wohl, daß ich Dein Vater sein könnte?"

„O, das glaubte ich gern!" antwortete der Knabe froh und offenherzig. „Und Du bist gewiß auch mein Vater. Ja Du bist's! Wir sind ja hierher gereist, um Dich zu finden, aber ich meinte nicht, daß dies so bald geschehen würde. Du warst aber auch zu lange von uns fort! Wo bist Du eigentlich gewesen? In den Goldgruben? Und nimmst Du mich auch mit, wenn Du wieder dorthin gehst?"

„Willst Du denn Deine Mutter verlassen?" fragte Philipp.

Das gab dem Knaben zu denken und zweifelnd schaute er den Vater an. Die Goldgruben waren allerdings höchst verlockend. Was hatte er nicht Alles von dem abenteuerlichen Leben daselbst gelesen! Sogar Bären gab's dort, die man nach tapferem Kampfe erlegen konnte. Allein — was sollte die Mutter ohne ihn beginnen? Sie weinte ohnehin schon so oft, wie traurig würde sie erst sein, wenn er sie nun ganz allein ließe? Er legte seine Arme um sie und drückte sie innig.

„Sei ganz ruhig, Mutter," sagte er leise, „ich bleibe ja bei Dir!"

Dann wendete er sich zum Vater.

„Mußt Du denn wieder fort?" fragte er. „Bleibe bei uns, es wäre doch so schrecklich, wenn wir Dich wieder verlieren müßten! Komm lieber mit uns auf das Schiff und nach Hause."

So hatte das Kind das Wort ausgesprochen, um welches Ellen so viele hundert Meilen weit hergekommen war.

Ein drückendes Schweigen lagerte ringsum. Die ganze Natur schien ihren Athem anzuhalten, als wolle sie etwas Unerwartetes unternehmen. Die Atmosphäre war schwer, fast erstickend, sie schien ihre lebenspendenden Eigenschaften ganz eingebüßt zu haben. Ellen fühlte eine Beklommenheit, wie man sie dicht am Rande ungeheurer Abgründe empfindet. Sie legte wiederholt die Hand an die Stirn, als ob ein Schwindel sie zu überwältigen drohe. War es denn wirklich die Hitze und die Erschöpfung, was sie so eigenthümlich bewegte? Es war ihr, als schwanke das Gemach, das Haus; regte sich denn thatsächlich der Boden unter ihr? Die Bilder schwangen plötzlich weit ab von der Wand, und die Krystallbehänge des Kronleuchters klingelten und klirrten. Sie griff um sich, um einen Halt zu gewinnen; da fühlte sie Philipp's starke Hand sich um die ihre schließen. Ihm war dieses Wogen des Erdbodens wohl bekannt; dergleichen ist in San Francisco nichts Neues.

Instinktiv hatte er seine Hand ausgestreckt, um die auf das Höchste erschrockene Frau zu beruhigen.

„Fürchte Dich nicht, Ellen," sagte er; „es ist schon vorüber. Es war ein Erdbeben, und zwar ein ganz unbedeutendes, das keinen Schaden angerichtet hat. So etwas haben wir hier sehr oft."

Ellen's peinlich angespannte Nerven aber hatten dies nicht mehr zu ertragen vermocht. Sie brach in Thränen aus und schluchzte zum Herzbrechen.

„O Philipp!" rief sie. „Führe mich fort von hier! Ich sterbe, wenn ich noch länger hier in diesem fürchterlichen Lande bleiben muß! Ich ertrag's nicht mehr! Führe mich fort! Bringe mich nach Hause!"

„Ja, Ellen," antwortete er, „wir wollen nach Hause."

Damit zog er seinen Sohn in seine Arme, und während Ellen die Augen in ihrem Taschentuch verbarg, küßte er liebevoll des Kindes Lippen und Wangen.

6.

Während der folgenden Tage unterbrach nichts Miranda's Einsamkeit. In gleicher Theilnahmlosigkeit sah sie den Morgen dämmern, wie den Abend sinken. Sie schaute durch's Fenster hinaus auf das Treiben der Straße und sah nichts, sie setzte sich dreimal des Tages an den Tisch, vor die ihr aufgetragenen Speisen und Erfrischungen, aber sie nahm fast nichts zu sich. Ihre einzige Zerstreuung, zugleich die einzige Erinnerung an die verschwundenen glücklichen Tage, waren die Blumen, mit denen sie Alles um sich her schmückte.

Allenthalben standen große Sträuße duftiger Blüthen,

in eigenthümlichem Gegensatz zu dem gebrochenen, jungen Weibe, das vor Kurzem erst noch selber wie eine Blume geblüht und, wie die Lilien des Feldes, keine Sorge gekannt hatte.

Sie liebte die Blumen um ihrer Schönheit, um ihrer glänzenden Farben willen. Es waren viele Passionsblumen darunter, und eine Ranke der Letzteren trug sie auch vorn an ihrer Brust.

Eines Morgens erhielt sie auch einen Besuch, der indessen das öde Einerlei kaum unterbrach.

Ein wohlbeleibter, kleiner, geschäftiger Herr ließ sich bei ihr melden, der ihr in einer großen Auseinandersetzung die Wichtigkeit einer gewissen Kapitalsanlage klar zu machen suchte, ohne sich ihr jedoch auch nur im Mindesten verständlich machen zu können. Sie ging auf alle Vorschläge ein, die der kleine Herr ihr machte, um nur so schnell als möglich von all' diesen Dingen befreit zu sein und sich wieder ihrer Einsamkeit überlassen zu können.

Als sie schließlich aufgefordert wurde, ihren Namen unter ein Schriftstück zu setzen, da fiel ihr ein, daß sie ja nun kein Recht mehr an den Namen habe, den sie bis jetzt geführt; mit zitternder Feder schrieb sie daher „Miranda Altamirando" an die Stelle, die ihr bezeichnet wurde, und im Herzen des kleinen Geschäftsmannes regte sich eine weiche Rührung, als er die beiden Thränen sah, die auf die Schriftzüge niedergefallen waren.

Am Abend desselben Tages saß sie einsam an ihrem Fenster und beobachtete einige Kinder, die jeden Abend in demselben Winkel zwischen den Häusern zu spielen pflegten,

so daß sie sich gewöhnt hatte, dieselben immer schon zu erwarten. Sie überhörte dabei sowohl ein Klopfen an der Thür, als auch das leise Oeffnen derselben.

Eine Stimme, die sich plötzlich aus dem halbdunklen Hintergrund des Zimmers an sie wendete, schreckte sie auf. Sie erhob sich hastig und stand nun, die Hand auf dem Fensterbrett und das Antlitz gegen die Thür gerichtet.

Sie erkannte die Stimme, sie hatte gehofft, dieselbe nie wieder hören zu müssen.

„Was wollen Sie hier?" sagte sie unwillig und abweisend. „Warum kommen Sie schon wieder zu mir? Sie können mir nichts mehr zu sagen haben. Ich habe ihn aufgegeben, Sie haben ihn wieder; genügt Ihnen das nicht? Versuchen Sie mich nicht über meine Kräfte, damit ich Ihnen nicht sage, was besser ungesprochen bleibt. Ich möchte nicht gern bereuen, was ich gethan. Lassen Sie mich in Ruhe, allein mit meinem Opfer. Ich wiederhole, versuchen Sie mich nicht über meine Kräfte!"

Ellen hatte so etwas nicht erwartet; sie hatte sich zu fassen, ehe sie antwortete.

„Ich kam nicht her, um Ihnen Schmerz zu bereiten," entgegnete sie mit Würde. „Ich dachte an Ihre Verlassenheit und an Ihren großen Verlust. Ich erkannte, was ich gewonnen, und mein Herz fühlte um so tiefer mit Ihnen. Ich wollte Sie nur noch einmal sehen, ehe wir abreisen, um Ihnen zu danken für das, was Sie für mich gethan."

„Ehe sie abreisen —" wiederholte Miranda für sich,

dann sagte sie laut: „Gehen Sie wieder zurück nach den östlichen Staaten — nach Hause?“

„Ja, übermorgen will mein Gatte mit mir und unserem Kinde diesem Lande den Rücken kehren. Dann wird alle Sünde, aller Irrthum, Alles, was unrecht und gottlos war, ausgelöscht sein. Mein Sohn hat seinen Vater wieder, und er liebt ihn schon von ganzem Herzen. Er wird nun eine richtige Erziehung erhalten und an ihm wird das Schicksal wieder gut machen, was es seinen Eltern Uebles zugefügt.“

Miranda war auf den Stuhl gesunken und hörte stumm den Worten der Anderen zu.

Ellen trat näher an sie heran und fuhr fort: „Ich mußte Sie noch einmal sehen und Ihnen ein freundliches Wort sagen. Ich konnte meinem neuen Glück nicht entgegengehen, ohne auch an Sie zu denken. Ihnen ist dasselbe Leid und Unrecht geschehen, wie mir, und ich wollte Sie wissen lassen, daß ich Ihrer niemals vergessen werde. So lange ich lebe, gehört Ihnen meines Herzens innigster Dank, und so lange ich lebe, werde ich Tag und Nacht für Ihr Wohlergehen beten.“

Miranda sprang auf.

„Warum versuchen Sie mich?“ rief sie. „Ich bin nicht so gut, wie Sie meinen; ich bin nur ein Weib. Stünde Alles noch einmal vor mir, ich ließe mir nicht noch einmal den Mann entreißen, der mir der einzige Freund gewesen, den ich auf Erden gehabt, der einzige Mensch, der mich geliebt hat! Ich gab ihn auf um seinetwillen, um ihn nicht zu hindern, seine Pflicht zu thun. Noch einmal thät'

ich's nicht, denn ohne ihn bin ich schwach und haltlos und ich sehe keinen Weg mehr vor mir."

„Der Himmel helfe Ihnen!" sagte Ellen leise. Dann begann sie von Neuem: „Kann ich Ihnen noch dienen, kann ich noch etwas für Sie thun, ehe ich Sie verlassen muß? Ich bin älter als Sie; ich möchte an Ihnen handeln wie eine Mutter, wenn Sie mir nur dazu Gelegenheit geben möchten... Ich bitte Sie, Señora, vertrauen Sie mir!"

Miranda aber schüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Bedürfnisse, keine Wünsche. Früher hielt ich tausend Dinge für unentbehrlich zu meinem Glück, heute weiß ich nichts mehr davon, meine Wünsche sind todt."

Ellen sah sie traurig an. „Ich werde Sie niemals wiedersehen," sagte sie. „Ich lasse Sie zurück in dem tiefsten Weh, das jemals einer Frau widerfahren konnte. Und ich bin die Ursache desselben, wenn auch ohne mein Wissen und Wollen. Können Sie mir dies vergessen? Können Sie zu mir sagen ‚Ich vergebe Ihnen?' Ich würde mit weniger Sorge, mit weniger Bangigkeit an Sie zurückdenken, wenn ich wüßte, daß Ihr Herz diese Worte zu sprechen vermöchte."

Miranda saß ganz still; viele Minuten vergingen, so daß Ellen endlich glauben mußte, daß die Unterredung hiemit zu Ende sei. Sie seufzte tief und schmerzlich, dann trat sie herzu und ergriff Miranda's Hand; sie hielt dieselbe eine Weile, dann bückte sie sich und drückte einen Kuß darauf. Noch zögerte sie, endlich wendete sie sich ab

und ging durch die Dunkelheit nach der Thür, durch welche sie sich entfernte.

Stundenlang verharrte Miranda regungslos auf ihrem Platze. Plötzlich erhob sie den Kopf.

„Ich vergebe Ihnen," sagte sie leise.

Alles blieb still um sie her; die Worte verhallten ungehört in der Finsterniß.

— — — — — — — — — — — —

Von jener Stunde an bis zu dem Tage, an welchem der große Dampfer den Hafen verlassen sollte, hatte Miranda nur einen einzigen Gedanken, den, Philipp noch einmal zu sehen, ehe der Ocean sie für immer von ihm trennte.

Sie kannte die Zeit, um welche das Schiff abfuhr, und da damals der Abgang eines der großen Passagier- und Postdampfer in San Francisco noch ein Ereigniß war, welches alle Leute, die nur irgend die Zeit dazu übrig hatten, nach dem Hafen lockte, so glaubte sie nicht mit Unrecht, in dem allgemeinen Gedränge unbemerkt bleiben zu können. Sie zählte die Stunden, die noch bis dahin vergehen mußten, und als die Zeit heranrückte, sogar die Minuten. Sie schlief weder, noch nahm sie Nahrung zu sich, dabei aber wurde ihre Gesichtsfarbe immer lebhafter, so daß nur die dunklen Schatten um ihre Augen Kunde gaben von dem, was sie in der letzten Zeit gelitten.

Als der Morgen anbrach, kleidete sie sich schon ganz in der Frühe, noch ehe auf den Straßen das Erwachen des täglichen Lebens sich bemerkbar machte, mit ganz besonderer Sorgfalt an, gerade wie in jener Zeit, wo sie

noch wußte, daß ihre geschmückte Schönheit die Augen und das Herz Philipp's ergötzen würde.

Das Getriebe auf der Straße wurde nach und nach lebhaft und es nahm zu, je näher die Stunde der Abfahrt des Schiffes heranrückte. Endlich bewegte sich der Menschenstrom nur noch nach einer Richtung, dem Hafen zu. Miranda stand und zögerte; sie wußte sich vor Aufregung nicht zu fassen, dabei aber hätte sie jetzt ihren Entschluß am liebsten aufgegeben.

Auf der Straße wurde es wieder still, es schien, als ob die gesammte Bevölkerung nach dem Hafen geströmt sei. Es war die höchste Zeit; wenn sie jetzt nicht eilte, dann ging die Gelegenheit vorüber.

Sie lief aus dem Hause und die Straße hinab. Sie lief, so schnell ihre Füße sie tragen wollten. Sie erreichte den Hafen und die dort versammelte Menschenmenge. Man machte ihr gutmüthig und bereitwillig Platz; man glaubte, daß diese schöne, junge, athemlose Frau mit dem goldbronzenen Haar und den tiefblauen Augen ihren an Bord des Dampfers befindlichen Verwandten oder Freunden noch Lebewohl sagen wolle und sich verspätet habe.

Sie drängte sich durch die Menge vorwärts, ohne noch weiter darauf bedacht zu sein, ihre Anwesenheit vor Philipp zu verbergen, und bald befand sie sich unmittelbar an der Landungsbrücke, die vom Quai nach dem Dampfer hinüber lag. Sie betrachtete jedes Gesicht, das sich an Bord begab, und dann musterte sie die Personen, die sich an Deck des Dampfers befanden. Die Gruppe aber, für die sie nur allein noch Augen gehabt hätte, fand sie nicht.

Schon machten sich die Offiziere daran, das Schiff von Denen zu säubern, die nicht zu den Passagieren gehörten, die aber so gern noch die allerletzten Momente des Abschieds von ihren Lieben ausnutzen wollten.

Der Kapitän stand auf der Kommandobrücke, bereit, den Befehl zum „Absetzen" zu geben; die letzten Zögerer eilten an Land, und die Landungsbrücke wurde zurückgezogen. Miranda stand halb ohnmächtig und mit stockendem Athem.

Die mächtigen Schaufelräder begannen langsam ihre Umdrehungen, und das Wasser breitete sich schäumend und weiß zwischen dem Schiffe und dem Lande aus. Ein donnerndes „Hurrah" stieg vom Quai empor, ein schwächeres kam als Antwort vom Deck des Dampfers herüber — das große Schiff hatte seine Heimfahrt angetreten. Als es majestätisch umwendete und die andere Seite den eifrigen Blicken der zurückbleibenden Zuschauer darbot, da erspähte Miranda auf einen Augenblick das bleiche Antlitz Philipp's, der allein auf dem Hinterdeck stand. Unwillkürlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus, und in demselben Augenblicke erhob er winkend seine Hand — galt der Gruß ihr oder dem Lande, welches er verließ? Sie vermochte es nicht zu sagen. Gleich darauf hatte sich die Schaar der Passagiere vor ihn gedrängt, und sie sah nun nichts mehr, als ein wirres Gewimmel winkender Arme, geschwenkter Hüte und flatternder Taschentücher. Die Abschiedsrufe erstarben in der Ferne. Lang und länger zog sich der wallende Streif schwarzen Rauches am hellen Himmel hin, und jener eigenthümliche Geist der Leere und Verödung, welcher sich stets

nach der Abfahrt eines großen Dampfers in der Gegend, wo er vorher gelegen, bemerkbar macht, ließ sich auf die den Quai bedeckende Menge nieder.

7.

Die Zeit schreitet unaufhaltsam vorwärts, selbst für den, der an nichts weiter denkt, als an sein eigenes Herzweh. Die Menschheit muß mit marschiren, König oder Bettler, sie mag wollen oder nicht.

Auch Miranda war von diesem Gesetz nicht ausgenommen. Sie durfte auf dem Wege nicht rasten, wenn's zuerst auch nur langsam vorwärts ging. Sie hatte weder Augen noch Ohren für das, was sich um sie her zutrug, und auch um ihre Mitpilger kümmerte sie sich nicht. Glücklicherweise aber nimmt selbst das bitterste Weinen einmal ein Ende, und so trocknete endlich auch sie ihre Thränen und begann der Welt wieder einiges Interesse zuzuwenden. Gelegentlich kehrte sogar auch das alte Lächeln auf ihre Lippen zurück.

Ihr Leben, durch Philipp's Anordnungen vor jedem Mangel geschützt, floß ruhig und gleichmäßig dahin. Sie unterhielt nur den nothwendigsten Verkehr und vermied es fast ängstlich, neue Bekanntschaften zu machen, einestheils, weil sie von jeher die Einsamkeit geliebt hatte, anderntheils aber auch, weil diejenigen Persönlichkeiten, welche sich ihr jetzt zu nähern suchten, sie mit instinktivem Widerwillen erfüllten.

Da brach der große amerikanische Bürgerkrieg aus, der das Interesse aller Welt ausschließlich für sich allein

in Anspruch nahm, und so war es nur natürlich, daß Miranda in der allgemeinen Aufregung vollständig vergessen wurde.

Jahre vergingen, dann aber kam der Tag, an welchem ihr klar gemacht wurde, daß auch sie ihren Theil zu den Opfern beizutragen hatte, die der lange, blutige Krieg von den Kindern des großen Landes erheischte. Das Bankhaus, in welchem ihr Vermögen untergebracht worden war, erlag wie viele andere dem wirthschaftlichen Elend, und so verlor sie die Stütze, welche sie bisher aufrecht erhalten hatte. Zuerst war sie gar nicht im Stande, die Folgen dieser Katastrophe zu übersehen. Sie hatte nie viel von der praktischen Seite des Lebens verstanden und so vermochte sie sich von der gänzlichen Hilflosigkeit der Armuth gar keine Vorstellung zu machen.

Sie ging mit sich und ihren Kenntnissen und Fähigkeiten zu Rathe und durchkostete alle die verschiedenen Stadien von der Hoffnung abwärts bis zur Verzweiflung, welche unzählige andere Frauen in ihrer Lage durchgemacht haben und noch täglich durchmachen. Sie sagte sich, daß sie demnächst gezwungen sein würde, etwas zu beginnen, was ihr Brod und Lebensunterhalt verschaffen sollte, aber sie verschob den ersten ernstlichen Schritt immer von einem Tage zum andern, bis endlich die Noth ihr unverhüllt und unabweisbar in's Gesicht starrte.

Da raffte sie sich auf zu dem Versuche, Schülerinnen zu erhalten, leider immer die erste und zugleich auch die elendeste Aushilfe, auf welche die Frauen verfallen, wenn sie an persönlichen Erwerb zu denken gezwungen sind.

Die Musik war bei ihr eine natürliche Begabung, sie hatte dieselbe gern geübt, und so sah sie in derselben jetzt das einzige Mittel zur Fristung ihres Daseins. Ihre Kenntnisse in dieser Kunst aber waren nur äußerst oberflächlich, so daß die Schülerinnen von ihrem Unterricht keinen Vortheil hatten, man entzog ihr dieselben immer wieder sehr bald, theils ohne Angabe der Gründe, theils aber auch mit unverhohlener Geringschätzung.

Miranda empfand dies tief, und eine ängstliche Scheu bemächtigte sich ihrer. Sie war von jeher an ein Leben behaglichster Ruhe und an die bedingungsloseste Anerkennung all' ihres Thuns gewöhnt gewesen. Jetzt wurde es anders; sie hatte nicht nur Entbehrungen und Noth, sondern auch Mißtrauen und höhnische Mißachtung zu ertragen.

Das Unvermeidliche kam näher und näher; es warf seine schwarzen Schatten auf ihren Pfad, in ihr Gemüth. Sie hätte ihr Geschick rings von den Wänden lesen können, die heranzurücken und sie begraben zu wollen schienen; sie kämpfte nur noch schwach, wie ein Schmetterling, der mit zerfetzten Flügeln nur mühselig noch flattert — sie war verloren, wenn nicht ein Wunder ihr zu Hilfe kam.

Die Zeit verging unter diesen nutzlosen Bemühungen, unter Hunger und Kummer; der Zeitpunkt konnte nicht mehr fern sein, wo sie unter dem Druck des Elends zusammenbrechen mußte. Dazu kamen neuerdings allerlei seltsame und unnatürliche Gedanken und Phantasien. Sie suchte sich vorzustellen, wie sie wohl aussehen müsse, wenn sie vor Entbehrungen bis zum Skelett abgemagert sein würde. Ob Philipp sie dann wohl noch erkennen würde,

wenn sie mit hohlen Augen und so gänzlich verändert vor ihm erschiene? Oft hielt sie auch ihre Hände gegen das Licht, um die Sonne hindurchscheinen zu sehen. Noch waren ihre Wangen roth, aber nicht mehr von der kühlen Färbung der Gesundheit, sondern durchglüht von innerlicher, verzehrender Flamme.

Sie lachte bitter, wenn ihr Blick zufällig auf ihr Bild in den jetzt sehr kleinen Spiegel fiel; sie wünschte dann auch wohl ironisch Ellen Hart Glück zu ihrem so wohlgelungenen Werke. Sie war von Natur weder ungerecht noch auch kleinlich und bösartigen Sinnes, aber sie war jetzt nicht sie selbst.

Die Aermlichkeit ihrer Umgebung berührte sie widerwärtig und peinlich, und oft entbehrte sie lieber Tage lang fast jegliche Nahrung, ehe sie sich entschloß, diesen oder jenen ihr liebgewordenen Toiletten- oder Schmuckgegenstand zum Trödler zu tragen.

Zu jener Zeit ging sie viel im Freien umher; die Einsamkeit ihres öden, kahlen Zimmers trieb sie hinaus. Sie konnte Stunden lang an einer abgelegenen Stelle des Hafenquai's stehen und in das glitzernde Wasser hinabschauen, das zumeist so freundlich und friedvoll zu ihr hinaufblickte. Draußen, jenseits des „Goldenen Thores", wie der Hafeneingang von San Francisco genannt wird, erstreckten sich die blauen Weiten des Oceans in ungemessene Fernen, bis dorthin, wo Er weilte, der ihr Glück, ihr Alles gewesen, und von wo er auch wiederkommen konnte — aber, o Gott! bald, sonst war's zu spät!

— — — — — — — — — — — —

Ein kalter, finsterer Märzabend liegt über der Stadt am Goldenen Thore. Den ganzen Tag war unablässiger Regen herabgefallen, und jetzt hat der Guß sich in einen eisigen Schloßenhagel verwandelt, der auf dem Straßenpflaster rasselt, als würde aus der Höhe Schrot herabgeschüttet.

Der Wind jagt in zornigen Stößen von der See herein, er schleudert die wirbelnden Schloßen heftiger gegen die einzelnen, verspäteten Nachtwanderer, als lege er grimmige Verwahrung ein gegen jedes Einmischen der Menschen in diesen zügellosen Reigen der wilden Elemente.

Die ungastlichen Straßen sind fast ganz vereinsamt, fast ohne jegliche Spur von Leben.

Ab und zu schaut hinter den Scheiben eines erleuchteten Fensters ein Gesicht hinaus in den Sturm, um jedoch sogleich wieder hinter den schnell zugezogenen Vorhängen zu verschwinden. Wen aber die Nothwendigkeit aus dem schützenden Asyl hinausgetrieben hat in die graufige Nacht, der hüllt sich dicht in seinen Mantel und beeilt sich, wieder unter Dach zu kommen, froh, dem tobenden Unwetter glücklich entronnen zu sein.

Die regennasse Hauptstraße liegt öde. Vor einigen Häusern nur stehen vor Nässe glänzende Pferde, Kutscher und Fuhrwerke und warten auf ihre Herren, die sich von ihren Vergnügungen drinnen in den glänzend erleuchteten Räumen noch nicht losreißen können.

Einen Nachtwanderer aber haben wir noch nicht bemerkt, den guten Padre, dem wir schon früher einmal in dieser Stadt begegnet sind. Er kommt, wie er auch damals kam, von einer Handlung der Barmherzigkeit.

Hitze oder Kälte, Sonnenschein oder Sturm, Tag oder Nacht, dem Padre ist Alles gleich: die Elenden und Unglücklichen bedürfen seiner, andere Erwägungen kennt er nicht.

Heute erlaubt sich der Wind allerlei Dreistigkeiten mit seinem langen, schwarzen Gewande, und der breite Rand seines Sombrero schlägt auf und nieder, wie die Flügel einer nassen Krähe, während er mühevoll gegen den Sturm anstrebt. Er trägt den großen, baumwollenen Schirm, sonst sein Schutz gegen Regen sowohl, wie gegen Sonnenbrand, unbenutzt unter dem Arm und überläßt die Abwehr des Schloßenhagels einzig und allein dem umfangreichen Hut auf vorgebeugtem Kopfe.

Er geht, wie immer, in Gedanken versunken und schaut weder zur Rechten noch zur Linken. Bei einer der Straßenlaternen, deren Licht in dieser dichten Finsterniß nur einen ganz kleinen Kreis um ihren Fuß herum erhellt, sieht er sich jedoch bewogen, noch einmal den Kopf umzuwenden, nachdem er die Helligkeit bereits passirt hat. Denn da hat sich im Schein der Gasflammen soeben etwas geregt. Das könnte ein Mensch sein, der nicht Kraft genug hat, ohne eine helfende Hand in diesem Sturme vorwärts zu kommen.

Er ging die paar Schritte zurück und sah nun zu seinem Erstaunen eine einzelne Frau vor sich.

„Kann ich Ihnen helfen, meine Tochter?“ fragte er in seiner gewohnten liebevollen Weise. „Wenn wir denselben Weg haben, will ich Ihre Stütze sein. Die Nacht ist rauh, und der Wind weht hart.“

Noch hatte er ihr Gesicht nicht gesehen. Sie hielt den einen Arm um den Laternenpfahl geschlungen, und ihr Kopf war auf den Arm niedergesunken, so daß ihr Gesicht verborgen war. Sie blickte auch nicht auf, sie wiederholte halblaut und eintönig eine Frage, die sie dem Anschein nach schon lange vor sich hingesprochen: „Wo ist das Wasser? Ich muß zum Hafen, zum Wasser."

Der Padre hatte eine solche Frage schon öfter vernommen, er that aber, als ob er den hoffnungslosen Sinn derselben nicht verstünde.

„Dort drüben ist das Wasser," antwortete er, nach der dem Hafen ganz entgegengesetzten Seite deutend. Dann fuhr er gütig fort: „Das ist aber heute Abend für Sie zu weit; kommen Sie, meine Tochter, ich will Sie zu den Ihrigen nach Hause bringen."

Die Frau lachte bitter. „Zu den Meinen? Nach Hause? Da könnten wir lange suchen! Ich habe Niemand auf der Welt und ich bin auch nirgends zu Hause."

Sie erhob den Kopf, die Kappe ihres alten Regenmantels fiel zurück, und das Laternenlicht beschien jetzt das eingefallene, abgehärmte, ehemals so schöne Gesicht der Señora Miranda Altamirando.

Der alte Padre erkannte sie. Hatte er doch in früheren Zeiten manches Goldstück von der guten Señora für seine Armen erhalten, ohne erst lange darum gebeten zu haben. Er kannte auch ihr trauriges Schicksal, hatte sie aber in den letzten Jahren gar nicht zu Gesicht bekommen, so daß er bereits geglaubt, daß sie Gelegenheit gefunden, San Francisco zu verlassen.

Er erschrak im tiefsten Herzen.

Die Unglückliche befand sich im äußersten Elende, sie mußte zu Grunde gehen, wenn es ihm nicht verliehen wurde, sie zu retten.

Auch Miranda hatte den guten Padre erkannt. In ihrer Jugend hatte man sie gelehrt, den Männern seines Standes jegliche Ehrfurcht zu erweisen; mechanisch erhob sie die Hand und schlug das Kreuz.

„Sie dürfen nicht sagen, daß Sie Niemand auf der Welt haben," begann der Padre von Neuem. „So verlassen ist kein Mensch, daß er nicht noch seinen Schöpfer hätte, zu dem er aufblicken kann."

Miranda hörte diese Worte nur halb.

„Ich bin ganz verlassen," sagte sie eintönig. „Ich hatte Philipp versprochen, auf ihn zu warten, und ich habe auch gewartet, still und treu, so lange ich konnte. Nun kann ich nicht mehr. Ich bin so schwach, o, so schwach! Ich kann wirklich nicht länger auf ihn warten; man stirbt ohne Nahrung und Obdach schneller, als ich dachte. Sagen Sie ihm, ehrwürdiger Vater, daß ich auf ihn gewartet habe, so lange ich gekonnt, daß aber das Elend mich vor der Zeit hingerafft hat."

Der Regen schlug ihr in's Gesicht, aber sie achtete nicht darauf. Der Padre versuchte sie dichter in ihren Mantel zu hüllen.

„Kommen Sie mit mir, meine Tochter," sagte er erschüttert, „ich weiß eine gute Frau, die Sie in ihrem Hause aufnehmen wird. Sie sollen fortan nicht mehr sagen dürfen, daß Sie keine Freunde mehr auf Erden haben."

Sie schluchzte laut auf, dann hing sie sich schwer an seinen Arm. Er spannte den großen Schirm auf und führte sie sorglich durch Regen und Wind.

Sie hatten nicht weit zu gehen. Die gute Frau, die der Padre meinte, war die Eigenthümerin eines kleinen, soliden Wirthshauses. In wenigen Worten empfahl er derselben seinen Schützling, und auf seine Anordnung wurde der armen, verzweifelten Miranda reichliche und stärkende Kost gereicht und dann ein warmes Bett bereitet. Ehe er ging, legte er der Wirthin an's Herz, der unglücklichen Frau alle erdenkliche Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen, bis er wiederkommen und das Weitere mit ihr verabreden würde. Die Wirthin versprach Alles mit freudigem Herzen, war's doch so selten, daß sie dem guten Padre in seinen barmherzigen Werken thatkräftig beistehen konnte.

Miranda hörte und sah Alles, was um sie herum gethan und geredet wurde, allein sie verstand fast nichts davon. Die Entbehrungen hatten nicht nur ihre körperlichen, sondern auch ihre geistigen Kräfte vollständig erschöpft. Als der Padre ihr zum Abschied seinen Segen gab, hielt sie bittend seine Hand fest.

„Vergessen Sie nicht, ehrwürdiger Vater, Philipp zu sagen, daß ich bis zuletzt treu auf ihn gewartet habe," flehte sie mit leiser Stimme.

„Gewiß will ich das thun," antwortete er mit ermunterndem Lächeln, „allein ich denke mir, daß es besser sein wird, wenn Sie ihm dies eines Tages persönlich sagen. Nur Muth, meine Tochter! Sie haben viel und

schwer gelitten, aber der dort oben hat Heilung auch für solche Wunden."

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist zu spät," flüsterte sie.

„Es ist niemals zu spät, so lange noch das Leben währt," antwortete er. „Sie haben jetzt Freunde, die es gut mit Ihnen meinen, während Sie noch vor einer Stunde einsam verzweifeln wollten. Ist das kein hoffnungsvolles Zeichen? Also Muth und Vertrauen, meine Tochter. Ich sehe Sie bald wieder. Gott schütze Sie!"

Miranda neigte den Kopf.

Sollte sie wirklich noch einmal hoffen dürfen?

8.

Am nächsten Morgen hatte der Sturm sein Ungestüm erschöpft. An seiner Stelle wehte eine frische, stetige Seebrise, die manchem der Heimath zusteuernden Fahrzeuge höchst willkommen sein mochte. Der Himmel war klar und blau, am Horizont nur zeigten sich noch einige weiße Wolken, die aber auch im Abziehen begriffen waren. Die Frühlingssonne stand hoch am Firmament, und die junge Pflanzenwelt wendete ihr hoffnungsfreudig ihre Keime und Knospen zu.

Die Luft war frisch und frostig; die Menschenmenge, die erwartungsvoll auf dem Quai stand, um den großen Dampfer willkommen zu heißen, der an diesem Morgen mit neuen Ankömmlingen, mit alten Bekannten und mit Neuigkeiten aus der fernen Welt eintreffen mußte, hätte die kühle Temperatur empfindlich gespürt, wenn die all-

gemeine Erregung sie zum Bewußtsein derselben hätte kommen lassen.

Weit draußen in der offenen See tummelten sich fröhlich die übermüthigen Wellen und warfen ihre weißen Kappen in die Höhe. Die Wogen in der Nähe rollten aber unablässig gegen das Ufer heran und brachen sich schäumend am Ufer des Quai, als ob sie immer von Neuem versuchen wollten, daß sie Alles, was in ihrer Macht, thun würden, den Dampfer mit seiner ersehnten Ladung so schnell als möglich herein zu bringen.

Und jetzt kam das Schiff auch deutlich in Sicht. Ruhig, stolz und schnell zog es heran, den Bug direkt auf die erwartungsvolle Menge gerichtet.

Bald ließen sich auch die einzelnen Gestalten an Deck unterscheiden; ein „Hurrah" erbrauste auf dem Quai, ein zweites und noch ein drittes, vom Dampfer her kam die Erwiederung, lauter, immer lauter — jetzt war er ganz nahe — jetzt hemmte er seine Fahrt, und langsam, langsam schob sich das gewaltige Schiff an den Quai heran.

Wir Alle kennen die Scenen, die sich immer wiederholen, wenn lange getrennt gewesene Menschen sich wiedersehen. Man lächelt, man weint, man begrüßt sich in lauter Freude, man drückt sich stumm die Hände, Jeder gleichgiltig gegen Alles, was sonst noch um ihn herum vorgeht.

Unter den ankommenden Passagieren, getrennt von den übrigen, steht an Deck des Dampfers ein Mann, auf dessen Antlitz sich eine tiefe Unruhe malt. Es wird uns

nicht schwer, diesen ernsten, hochgewachsenen Mann mit dem ergrauenden Haar wieder zu erkennen — es ist Philipp Hart, von dem wir vor Jahren hier an derselben Stelle Abschied nahmen.

Es ist unmöglich, die verschiedenartigen Empfindungen zu beschreiben, die sich in seiner Brust drängen, während sein Blick über die ihm so bekannten Einzelheiten des Hafens, der Stadt und der Umgebung derselben schweift, bis hinüber zu den fernen Bergen, hinter denen einst sein Paradies gelegen. Die Jahre, die zwischen jener Zeit und dem heutigen Morgen liegen, scheinen ihm unter dem überwältigenden Eindruck der Gegenwart in's Nichts zurückzusinken. Er zittert vor der großen Frage des Augenblicks: wird er sie wiederfinden, die er hier zurückgelassen, von der er nie wieder gehört — und wie?

Nicht länger fühlte er sich zwischen Pflicht und Neigung hierhin und dorthin gerissen; der Tod, gegen den es keine Berufung gibt, hatte das Gelübde gelöst, welches ihn an sein Weib Ellen gebunden. Seit er jenen Irrthum erkannt, zu dem ihn ein dunkles Geschick getrieben, war er keinen Augenblick mehr von dem Pfade abgewichen, den seine Pflicht gegen die Erwählte seiner Jugend ihm vorgeschrieben; er hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, sie glücklich zu machen und sie die überstandene schwere Zeit vergessen zu lassen. In der Tiefe seines Herzens aber hatte er oft auch Miranda's gedacht, der armen Verlassenen — wer wollte deshalb einen Stein auf ihn werfen?

Jetzt aber stand keine Pflicht, kein Bedenken, kein Hinder-

niß mehr zwischen ihm und ihr, jetzt durfte er ihr ohne Gewissensbisse in's Antlitz schauen.

Ellen war aus dem Leben hinausgewelkt wie eine Pflanze, deren Kraft erschöpft ist; die freundlichste Sorgfalt, die aufopferndste Pflege waren umsonst: still, ergeben und in heiterem Frieden war sie in das bessere Jenseits hinübergeschlummert. Ihr Gatte war bis zuletzt nicht von ihrer Seite gewichen, er hatte ängstlich ihren kleinsten Wünschen gelauscht und ihr endlich erschüttert die Augen zugedrückt. Auch ihr Sohn war mit all' der zärtlichen Liebe um sie gewesen, nach der ihr Herz so gedürstet hatte.

Ihre Ruhestätte befand sich auf dem Kirchhofe des Städtchens, in welchem sie ihre Kindheit und Jugend verlebt, neben dem kleinen Gotteshause, dessen Pfarrherr einst ihr Vater gewesen, und wo sie getauft, eingesegnet und getraut worden war. Die Sonne schien hier warm herab auf das lange, dichte Gras, und duftende Blumen blühten auf dem Grabhügel.

Philipp wurde jetzt durch nichts mehr in jener Gegend zurückgehalten. Sein Sohn hatte die Schuljahre hinter sich und auf des Vaters Wunsch die Universität Tübingen in dessen Heimathlande Württemberg bezogen.

Mit dem Erlöschen der alten Pflicht trat die neue wieder voll in Kraft, ihre Stimme aber war zugleich die Stimme des Herzens. Wie die Magnetnadel mit unwandelbarer Sicherheit auf den Nordpol deutet, so wendete sich jetzt all' sein Sinnen und Denken wieder Miranda zu.

Freudig, aber auch voll banger Zweifel hatte er die lange Reise unternommen, und als endlich ihn nur noch

wenige Stunden von der Entscheidung trennten, da befiel ihn eine Aufregung, wie er sie noch nie empfunden. Furcht und Hoffnung, Zweifel und Zuversicht wechselten in seiner Seele, bis er kaum noch wußte, was er denken sollte.

Ob sie noch dieselbe sein würde? Dieselbe in ihrer Liebe und Treue?

Die Zeit bringt Trost und Vergessen. Welchen Einfluß mochte sie in Miranda's Empfindungen geübt haben? — Sie war ein Weib, und ein verwöhntes. Aber ihr Herz dachte groß und edel, hatte sie doch Alles geopfert, ohne Zögern, um ihm in der Ausübung seiner Pflicht beizustehen. So handelt nur die Liebe, die für den Andern auch willig in den Tod gehen würde.

Gewiß, er hatte keine Ursache, an ihr zu zweifeln; er glaubte an sie, er vertraute auf sie. Er mußte sie wiederfinden, wie er sie verlassen — als sein eigen.

Er war unter den Letzten, die das Schiff verließen. So zögern wir Alle zuweilen, selbst einer Gewißheit gegenüber. Er verweilte bei hundert unnöthigen Kleinigkeiten. Und als er endlich den Anderen gefolgt war und auf dem Quai stand, da beschleunigte er auch hier noch nicht seinen Schritt.

In einiger Entfernung war ein kleiner Menschenauflauf entstanden. Gleichgiltig schweifte sein Auge dorthin. Die Menge schien sich um zwei Frauen versammelt zu haben.

Er fragte, was es dort gäbe. War ein Unglück geschehen? Man sagte ihm, daß eine Geistesgestörte habe in's Wasser laufen wollen. Er ging näher hinzu. Da

drang ein lauter Schrei an sein Ohr, der Ruf einer bekannten Stimme.

„Philipp! Philipp!"

Eine dunkle Frauengestalt löste sich aus der Menschengruppe, sie flog ihm entgegen — lang flatterte das goldig schimmernde Haar hinter ihr im Winde. Eine ältere, beleibte, schwerfällige Frau strebte ihr nach.

„Philipp!"

Er breitete die Arme aus, und Miranda, abgezehrt, elend, im Gewande bitterster Armuth, lag todtenbleich und bewußtlos an seinem Herzen.

„Ich merkte erst, daß sie sich aus dem Zimmer geschlichen hatte, als sie bereits die Straße hinablief," erzählte die ältere Frau, die jetzt keuchend herangekommen war. „Sie hatte die ganze Nacht nach Philipp gerufen, nach ihrem Philipp, und immer wollte sie an's Wasser gehen, wo sie auf Philipp warten müsse. Das arme Ding hat ein hitziges Fieber und sie weiß nicht, was sie thut. Verzeihe der Herr nur, daß die Kranke ihn in ihrem Wahn belästigt. Helft sie mir nach Hause schaffen, Leute, nach dem ‚Goldenen Anker'; der Padre hat sie meiner Obhut übergeben, und ich muß ihm für sie aufkommen."

Allein Philipp hielt die Bewußtlose fest an sich gedrückt.

„Ich bin's, auf den sie gewartet hat," sagte er. „Der ‚Goldene Anker' ist ein gutes Haus; ich gehe mit Ihnen, Frau. — Ihr da, ruft mir einen Wagen herbei!"

Ein halbes Dutzend der Hafenlungerer stürzte davon und gleich darauf rasselte eilig ein Fuhrwerk über den Platz heran.

Miranda wurde sorglich hineingehoben, Philipp und die Wirthin nahmen neben ihr Platz und so ging es dem „Goldenen Anker" zu.

Sie hatte auf ihn gewartet — aber welch' ein Wiedersehen!

Als der Wagen hielt, trat der Padre aus der Thür des Gasthauses, ängstliche Besorgniß auf seinem milden Antlitz. Sein Blick fiel auf die Ankommenden und seine Züge erhellten sich.

„Willkommen!" rief er, „Willkommen! Sie erscheinen zur rechten Stunde, wie ich sehe. Wie wunderbar, wie wunderbar!"

Philipp trug die Kranke in's Haus — wie leicht lag sie auf seinen Armen! Ein Arzt wurde schnell herbeigeholt, und als sie endlich in einen wohlthätigen Schlummer gesunken war, da erzählte Philipp dem guten Padre, wie die Wirrnisse seiner Lebensschicksale sich gelöst hatten.

— — — — — — — — — — — —

Lange Wochen vergingen, ehe Miranda ihre Gesundheit und mit derselben neue Kräfte wiedergewann. Als aber das Getreide abermals auf den Feldern wogte, und die tropischen Blumen ihren Duft durch die heiße Luft verstreuten, da schritt sie wieder zum Hafen hinab, diesmal aber an Philipp's Arm.

Wie immer drängte sich die Menge auf dem Quai, um den fälligen Oceandampfer abgehen zu sehen.

Dem Padre Bonifacio aber, in seinem langen schwarzen Rock und breiten Hut, machte sie ehrfurchtsvoll Platz.

Lange standen die Drei, Miranda, Philipp und der

Padre, auf dem Achterdeck bei einander. Dann kam der Augenblick, wo die zurückbleibenden Freunde der Passagiere das Schiff verlassen mußten.

Miranda küßte dem Padre nassen Auges die Hand.

„Gott segne Dich, meine Tochter," sagte der gute alte Mann, das Zeichen des Kreuzes über ihr machend. „Dein Loos wird fortan ein freundliches sein. In dem Heimathlande und unter dem Volke Deines Gatten soll sich's gut und sicher wohnen. Mein Sohn, lebe wohl!"

Brausend durchfuhr der Dampfer das sonnenblaue Meer. Der Mann mit den ergrauenden Locken und das Weib mit dem goldschimmernden Haar standen noch lange Hand in Hand an Deck und schauten zurück nach dem in Nebelduft versinkenden Lande, auf dessen schwankendem Boden sie des Lebens höchstes Leid erfahren, nun aber auch zurückgelassen hatten.

Der römische Rothschild.

Ein Bild aus dem Gesellschaftsleben der „ewigen Stadt."

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1821 zur Zeit des römischen Karnevals, und auch im Palast Torlonia wurde ein großes Fest gegeben, ein Fest, wie es in solcher Pracht keine der römischen Nobilifamilien seit hundert Jahren mehr gegeben hatte und zu geben vermocht hätte. Eine endlose Reihe von Wagen fuhr vor dem Palaste vor, und in der Flucht der prächtigen Säle bewegte sich die Menge der Geladenen.

Wenn nicht die ganze vornehme Welt Roms, so doch der größte Theil derselben war der Einladung des reichen Wirthes gefolgt. Wie eine Garde bildeten stattliche Männer in strahlenden Waffenröcken ein Spalier die blumenverzierte, mit kostbaren persischen Teppichen belegte Treppe hinauf. Altitalienische Kunstwerke erster Meister grüßten in den Gobelins des Vorsaals, aus den Gemälden an den Wänden der Festräume, die von zahllosen Kerzen auf krystallenen Kronleuchtern feenhaft erhellt waren und die ein berauschender Wohlgeruch erfüllte. Fanfaren begrüßten die eingetretenen Gäste, Damen und Herren aus den berühmten

die Säle, in denen er, wie alljährlich ein paarmal, ein so großartiges Fest gab, und drückte hier und da einem der Kavaliere leutselig die Hand, erwies der oder jener römischen Schönheit in seiner sehr formlosen Weise seine Huldigung. Klein, dürr, klapprig schon in den Gliedern, mit verrunzeltem Gesicht, unruhigen Blickes, in blauem Frack mit blitzenden Orden und einer weißen, überlangen Weste, in der er immer nur zu sehen war, musterte er in dieser Wanderung von Saal zu Saal seine Gäste, und mit besonderem Wohlgefallen die Gruppen, die er um seinen ältesten, noch nicht dreißigjährigen Sohn, Herzog Marino, erblickte, oder eine andere um seinen zweiten Erben, den Prinzen Carlo, der Johanniterritter geworden war, oder um den dritten, Prinz Alessandro; oder um seine zwei noch jugendstrahlenden unvermählten Töchter.

Don Giovanni Torlonia hatte gar nichts Hoffährtiges, auch gar nichts Vornehmes. Er konnte mit seinen Freunden ebenso wie mit Fremden so offenherzig-gutmüthig über seine vertrautesten häuslichen und Familienverhältnisse plaudern, daß sie oft in die größte Verlegenheit darüber geriethen.

„Mein Sohn Marino," sagte er einmal zu dem bei ihm zu Gaste geladenen französischen Schriftsteller Beyle-Stendhal, „ist ein Einfaltspinsel. Er liebt die Bilder, die Statuen und die Künste. Ich hinterlasse ihm drei Millionen Scudi und zwei Herzogthümer. Aber der andere, Alessandro, ist ganz anders. Der ist ein Mann und kennt den Werth des Geldes. Ihm überlasse ich deshalb auch mein Bankgeschäft. Er wird es ausdehnen und seinen

Reichthum vergrößern. Eines Tages werden Sie ihn reich sehen, nicht nur wie einen römischen Fürsten, sondern mehr als alle römischen Fürsten zusammen. Und hat er nur halb so viel Verstand als sein Vater, so wird er aus seinem Sohn einen König machen."

Torlonia, der Vater, war in der That berechtigt, so hochfliegenden Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft zu hegen. Hatte er es doch mit seinem Verstand und seiner Arbeit vom niedrigen Handelsmann bis zum römischen Herzog gebracht. Er war 1754 in der toskanischen Stadt Siena geboren und früh auf seinen Handelsreisen nach Rom gekommen, wo er mit schlauem Erfassen der Verhältnisse ein Maklergeschäft anfing. Es glückte ihm damit außerordentlich; immer rührig, berechnend, von zäher Thatkräftigkeit und für sich selbst bedürfnißlos bis zum Aeußersten, erwarb er sich das Vertrauen seiner Kunden und in kurzer Zeit ein Vermögen, mit dem er geschickt Geld- und Güterspekulationen unternahm. Für einen so findigen Geist wurde die Zerrüttung und der Niedergang der alten aristokratischen Gesellschaft von Rom eine Quelle des Reichthums, und die Umwälzungen, welche infolge der französischen Revolutionskriege in dem päpstlichen Staate sich ereigneten, verstand er als Geschäftsmann zu seinem Vortheil auszunutzen. Der Kirchenstaat wurde damals mit werthlosem Papiergeld überschwemmt, und durch Umsatz desselben mehrte Giovanni Torlonia sein Vermögen außerordentlich. Erschreckend schnell versank der römische Adel unter der öffentlichen Mißwirthschaft in Verschuldung und Verarmung. Es gab Paläste, Burgen, Villen, Herrschafts-

güter in Menge, welche feilgeboten wurden, und Torlonia war der Mann, der Alles kaufen konnte, was ihm von diesen Ruinen aristokratischen Besitzes gefiel. Am Ende des Jahrhunderts stand er als Geldfürst schon groß da, und die napoleonische Zeit begünstigte nicht minder seine Bereicherung. Große Bankgeschäfte, Großpächtereien, wie die der Alaunwerke der Tolfa, und die Benutzung von Vortheilen, welche Privilegien gleichkamen, machten ihn vollends zum Krösus.

Nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs, in welches bekanntlich auch Rom hineindekretirt worden war, wurde es Torlonia leicht, auf Grund seiner aufgekauften Ländereien, Grafschaften und römischen Herzogthümer und mittelst seiner Geldschätze sich den Adels-, Marquis-, Fürsten- und Herzogstitel zu erwerben. Der Papst war ihm gnädig, Torlonia nahm förmlich die Stellung eines Hofbankiers in Rom ein, und wenn die päpstliche Regierung Geld nöthig hatte, so brauchte sie nur bei Giovanni Torlonia anzuklopfen. Jederzeit dienstgefällig, ließ er sich natürlich gut bezahlen, wenn er mit seinem Gelde aushalf. So war er schließlich Herzog von Bracciano geworden und in einem altrömischen Palast gegenüber dem Palazzo di Venezia in Rom hielt er fürstlichen Hausstand. Hier, wie in seiner vor der Porta Pia gelegenen Villa, an deren Ausschmückung die hervorragendsten Künstler mitgewirkt hatten, gab er seine verschwenderisch ausgestatteten Feste, und die vornehme Welt zögerte auch nicht, dem Emporkömmling ihre Aufwartung zu machen.

Denn mit dem altrömischen Stolz und Kastenhochmuth

früherer Zeit war es so ziemlich dahin. Der Verlust an Reichthum, Ansehen und Einfluß, den viele Patrizierfamilien, theils durch Verschwendung und Leichtsinn, theils durch die Revolutions- und Kriegszeiten erlitten hatten, brachen die stolze Abgeschlossenheit des römischen Adels, und er näherte sich ohne viel Skrupel jetzt den emporgekommenen, reichgewordenen Kaufmannsfamilien, um durch Heirathen in diese Kreise wieder obenauf zu kommen. Da nahm man es denn mit dem neuen Herzogshut des ehemaligen Handelsmannes Torlonia nicht so genau. Sollten doch selbst die edlen Odescalchi erst durch eine solche nicht standesgemäße Geldheirath ihr verkracht gewesenes Herzogthum Bracciano von Torlonia zurückkaufen können! Und wenn man als verarmtes Patriziergeschlecht durch Verheirathung mit den Söhnen oder Töchtern des Krösus ein Herzogthum, eine Grafschaft, ein Marquisat mit den nöthigen Millionen zurückerhalten konnte — warum hätte man sich da noch vor Vorurtheilen scheuen sollen, die sich ja doch schon auch in Rom als überlebt erwiesen?

Das wußte Don Giovanni auch sehr wohl, und deshalb dachte er daran, seine Kinder nur in die ersten Familien Roms hinein heirathen zu lassen. Er machte für sie eine höchst feudale Hauspolitik. Selber blieb er der Plebejer in Manieren, Worten und Gewohnheiten, und sein Fürsten- und Herzogswappen schätzte er nicht höher, als sie eben gekostet hatten. Die Frau, die er genommen, war eine Bürgerliche, Anna Sculteis; in den 1790er Jahren, als er sie heirathete, war er ja auch noch nicht begierig und geeignet, sich selber die Ehe mit einer römischen

Ariſtokratin zu erkaufen. Aber deſto mehr hielt er darauf, daß ſeine Kinder dereinſt in den vornehmſten Rang kämen, und er hatte ſeine Freude daran, daß ſeine mit ihm alt gewordene Frau deswegen die ehrgeizigſten Pläne ausheckte, und als neugebackene Herzogin vor den hohen Herrſchaften den Kopf ſo hoch tragen konnte, als ſei ſie dazu geboren worden.

Er ſelbſt war und blieb, wie geſagt, Geſchäftsmann, doch ließ er ſich wegen ſeines erkauften Standes und dem Hauſe zu Ehren willig auf Luxusausgaben und auf die Rolle eines Mäcenas, Beſchützers der Künſte und Beſtellers von Bildern, ein. In Rom war ja damals ein ungemein rühriges Künſtlerleben erſtanden. Literatur, Muſik, Malerei, Plaſtik behandelte die feine Geſellſchaft mit lebhafteſtem Intereſſe. Man ſchwärmte für Roſſini, für Canova, für die Dichtungen Alfieri's. Ausgezeichnete Fremde nahmen ihren Aufenthalt in der Tiberſtadt, wo gar keine Politik getrieben wurde, ſondern das heiterſte Leben Zerſtreuungen in Fülle bot. Zahlreiche deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche, engliſche Maler trugen das Ihrige dazu bei, die Geſellſchaft ungezwungener, leichtlebig, vielſeitiger, kosmopolitiſcher zu machen. Torlonia ließ es ſich nun angelegen ſein, ihr in ſeinem Palaſt, in welchem ſeine Frau, die, wie man ſich zuraunte, ehemalige Trödlerin, förmlichen Hof hielt, einen ſchönen Sammelpunkt zu bieten. Wie wenig freilich ihre Durchlaucht, die Herzogin Anna, den häßlichen Zug der Emporkömmlinge verleugnen konnte, beweiſt eine an ſich hübſche Geſchichte, welche Silvagni in ſeinen römiſchen Memoiren erzählt.

Es war auf dem im Palast Torlonia 1821 gegebenen Karnevalsfest, als die schöne Gräfin Piazza aus Perugia in die Gesellschaft eine junge Verwandte von achtzehn Jahren mitbrachte, welche seit Kurzem aus der Klosterpension entlassen und sogleich nach vornehmer italienischer Sitte mit dem Marchese Florenzi in Perugia vermählt worden war. Dieselbe war erst am Tage des Ballfestes in Rom eingetroffen und daher im Palast Torlonia noch nicht vorgestellt. Ihre Freundin zweifelte nicht, daß sie trotzdem freundliche Aufnahme daselbst finden würde, führte sie zu der Hausfrau, der alten Herzogin, die im prahlerischen Schmuck ihrer großen Diamanten und umringt von ihren Töchtern und anderen Damen in einem der vorderen Säle saß, um die eingetretenen Gäste zu empfangen, und stellte die wunderliebliche Fremde mit der Bitte um Entschuldigung vor, daß dieselbe uneingeladen erscheine.

Donna Anna jedoch schüttelte ihren herzoglich gewordenen grauen Kopf, runzelte die Stirn, riß ihre Augen auf und maß mit dem stolzen Blick einer beleidigten Hoheit die junge Marchesa von oben bis unten, indem sie laut sagte: „Das ist vielleicht in Perugia Sitte, aber nicht in Rom."

Die Fremde zog sich sofort in peinlichster Verlegenheit von der so gestrengen Römerin zurück und wollte natürlich das Fest verlassen. Da aber näherte sich ihr ein Kavalier, der den peinlichen Auftritt mit angesehen hatte, suchte sie zu beruhigen und zum Bleiben zu überreden, indem er sie um den ersten Walzer bat.

Schon spielte die Musik auf, und der älteste Sohn des Hauses, Prinz Marino, kam in höchst ehrerbietigster Weise zu dem Kavalier und ersuchte ihn mit einer tiefen Verbeugung, den Ball zu eröffnen. Es mußte unter solchen Umständen angenommen werden, daß der vornehme Gast die uneingeladene Fremde stehen lassen und eine der Töchter des Hauses auffordern würde. Zum allgemeinen Erstaunen jedoch nahm er die Hand der schönen Fremden aus Perugia und eröffnete mit dieser den Walzer; nicht genug damit, machte er ihr während des ganzen Abends in der aufmerksamsten Weise den Hof. Die alte Herzogin biß sich darüber wüthend auf ihre dicken Lippen, denn der Beschützer der Marchesa war kein Geringerer als — der Kronprinz Ludwig von Bayern, nachmaliger König Ludwig I., der sich damals in Rom aufhielt und in der Gesellschaft daselbst eine große Rolle spielte. Die glänzende Genugthuung, die er der schönen Fremden bereitete, dankte diese ihm zeitlebens. Als Wittwe und als eine Gelehrte, die sich Ruhm durch ihre wissenschaftlichen Werke erwarb, lebte sie später auch eine Zeit lang in München am Hofe Ludwig's, der sie dort mit Ehrenbezeugungen überhäufte. —

Der Begründer des neuen römischen Fürstengeschlechts, Giovanni Torlonia, starb hochbetagt im Jahre 1829, und die stolzen Hoffnungen, die er auf seine Nachfolger bezüglich ihrer hohen Stellung in der Gesellschaft gesetzt, sollten sich vollauf erfüllen. Sein erster Sohn Marino heirathete eine Prinzessin von Sforza-Cesarini; der zweite, Prinz Carlo, wurde Komthur des Johanniterordens in Rom; der dritte,

Aleſſandro, nahm ſeine Gemahlin aus dem ſtolzen Hauſe der Colonna-Doria und daher deſſen Säule in ſein Wappenſchild auf. Die beiden Töchter kamen ebenfalls in die erſten Familien Roms; die eine wurde Fürſtin Orſini, die andere Gräfin Marescotti. In jeder Hinſicht haben alle Kinder Torlonia's dazu beigetragen, den Glanz ihres Geſchlechtes nach dem Tode des Vaters nicht nur zu erhalten, ſondern in wahrhaft vornehmer Art zu erhöhen.

Herzog Marino zeichnete ſich durch ſeine edle Geſinnung und beiſpielloſe Gutmüthigkeit aus, ſowie durch eine ſprichwörtlich gewordene Offenherzigkeit. Er war ein Kunſtmäcen, ein Wohlthäter nach allen Richtungen. In ihm ſetzte ſich allein die männliche Nachfolge der Torlonia fort, und zwar in ſehr ariſtokratiſcher Art. Der eine ſeiner Söhne, Giulio, Herzog von Poli, heirathete eine Fürſtin Chigi und iſt der Vater des ſpäteren Bürgermeiſters von Rom, Don Leopoldo Torlonia (der ſpaniſche Titel Don wird auch den Fürſten und Fürſtenſöhnen in Rom und Neapel gegeben). Ein anderer Sohn Marino's, Giovanni, vermählte ſich mit der ſchönen Donna Francesca Ruspoli.

Was den Prinzen Carlo Torlonia, den Johanniter, anbetrifft, ſo ſtarb er am 1. Januar 1848 infolge der Gemüthsbewegungen, die ihm die revolutionären Umtriebe in Rom bereiteten. Sein Leichenbegängniß war der glänzendſte Triumph eines wahrhaft edlen Mannes.

Aleſſandro aber iſt, wie ſein Vater richtig vorausgeſagt, der eigentliche Mehrer der Reichthümer des Hauſes geworden. Eine langjährige Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom und Neapel, günſtige Anleihen und andere

große Geschäfte gaben ihm Gelegenheit dazu, und was nur an Grund und Boden, Villen, Palästen in und bei Rom feil wurde und ihm Gegenstand einer guten Spekulation erschien, ließ er durch seine Agenten aufkaufen.

So ungeheurer Besitz rief natürlich auch Haß und Neid in denjenigen Kreisen der römischen Nobili hervor, welche sich mit dem Hause Torlonia noch nicht befreundet hatten. Ein wahrer Skandalprozeß entstand 1832 gegen die Torlonias wegen der ihnen rechtlich zufallenden Erbschaft des Herzogs Francesco Sforza-Cesarini, dessen Tochter Anna Marino Torlonia's Gemahlin geworden war. Der Fürst von Piombino, ein anderer Verwandter der Sforza, machte aber eine förmliche Verschwörung, um nachzuweisen, daß es noch einen Sohn des verstorbenen Herzogs gebe, welcher Anrechte auf die Erbschaft habe, und setzte es in der That durch, daß die Gerichte entschieden, ein im Jahre 1807 heimlich aus dem Palast Sforza in ein Findelhaus geschaffter Knabe, der dann als junger Mann von der alten Herzogin unterstützt wurde, sei dieser Sohn und Erbe.

Alessandro konnte bei seinem Reichthum indeß diese Erbschaft wohl entbehren, er war der gelehrige Schüler seines Vaters und verstand die Geld- und Kaufgeschäfte durch seine Bank im Geist der neuen Zeit vortrefflich zu besorgen. Er wußte dabei ebenso zu seinem Ruhm und der Familie Ansehen Millionen auszugeben, war großherziger Handlungen fähig, ein Wohlthäter großen Styls für Rom, ein freigebiger Förderer der Künste. Auf die Verschönerung seines Palastes und auf die vor der Porta Pia gelegene Villa ließ er ungeheure Summen verwenden,

legte eine große Gemäldegallerie an und war in Bezug auf Feste viel verschwenderischer und ehrgeiziger noch als sein Vater. Eine seiner größten Spekulationen, mit der er sich ein unsterbliches Verdienst um das italienische Land erwerben wollte, war die Trockenlegung des Fucinosee's an den neapolitanischen Abruzzen, der 19 Meter Tiefe und 15,000 Hektaren Umfang hatte. Dieses Riesenwerk, welches dreißig Millionen kostete, wurde erst 1862 beendet und schuf in einer sonst ungesunden, oft überschwemmten Gegend viele Quadratmeilen guten Kulturlandes, das in den ersten Jahren 30 Prozent Nutzen ergab. Viktor Emanuel belohnte die That Alessandro Torlonia's mit Verleihung einer goldenen Verdienstmedaille an ihn und des Titels Herzog von Fucino.

Der unternehmende Millionär blieb lange Junggeselle, was ihn indessen nicht abhielt, die größten und glänzendsten Gesellschaften zu geben. Im Jahre 1840 erst vermählte er sich mit Donna Teresa Colonna, welche nun, eine der Vornehmsten römischen Geschlechts, bei den häuslichen Festen ihre Hoheit zeigte. Immer großartiger wurden unter ihrer Mitwirkung auch die öffentlichen Feste, welche Torlonia gab. Im Jahre 1842 ließ er unter vielem Pomp zwei Obelisken von röthlichem Granit zum Andenken an seine Eltern vor seiner Villa aufrichten. Das schöne und kostbare Gestein war am Simplon gebrochen worden und sein Transport bis Rom kostete enorme Summen. Bei der Aufrichtung des ersten in Gegenwart des Papstes Gregor, des Königs von Bayern und Tausender von Zuschauern wurde ein feenhaftes Feuerwerk abgebrannt;

bei der des zweiten, drei Wochen später, wurde die Volksmenge bewirthet.

Die als einzig in ihrer Art berühmten Feste des zweiten der fürstlich gewordenen Torlonias hörten erst Ende der 50er Jahre auf, als die Fürstin Teresa nach der Geburt einer bald verstorbenen Tochter anhaltender Kränklichkeit verfiel. Eine erste Tochter war ihr 1855 geboren worden und hat später einen Borghese, Herzog von Ceri, geheirathet, wodurch die Torlonias noch mit einem anderen der stolzen Patriziergeschlechter Roms nahe verwandt geworden sind, und somit binnen fünfzig Jahren sich die kühnsten Pläne des alten Giovanni auch in dieser Hinsicht wunderbar erfüllt haben.

Ein Torlonia führt jetzt kein Geschäft mehr. Schon Alessandro hatte dafür einen Direktor, den Ritter Giuseppe Spada, eingesetzt, der sein Freund war. Unter ihm und mit Flamini zusammen wird nach dem Tode des Herzogs von Fucino die Bank als ihre eigene fortgesetzt werden.

Einst gründeten sich Ritter- und Fürstengeschlechter auf die Kriegsthaten, auf das scharfe Schwert eines Vorfahren, seit der französischen Revolution schafft die Börse, die Industrie und die Spekulation aus geschickten Geldmännern einen neuen Adel, der in seiner Art dieselben Tugenden und Fehler hat, wie der feudale. Daß aber Emporkömmlinge es in jeder Hinsicht der alten, blaublütigen Aristokratie gleichthun können, ersehen wir außer vielen anderen Beispielen besonders deutlich an dem Herzog Torlonia und seiner Familie.

Das Besprechen.

Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Lesern befindet sich wohl Niemand, dem das „Besprechen" unbekannt wäre, der nicht vielleicht schon selbst Gelegenheit gehabt hätte, dabei zu sein, wenn ein Uebel oder eine Krankheit durch irgend eine „weise Frau" besprochen wurde. Diese Kunst des Besprechens gehört mit zu jener Art des Aberglaubens, die noch heute in Deutschland mehr grassirt, als jede andere, und diese geheimnißvolle Kunst zählt ihre Anhänger nicht nur auf dem flachen Lande, sondern selbst in den Residenzstädten und unter den ersten Familien des Reiches.

Das Besprechen, auch „Versprechen" genannt, besteht in einer Hersagung bestimmter Formeln, sogenannter Segen, unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit und insbesondere des Namens Gottes, um gewissermaßen durch die Kraft dieser Worte Heilung von Krankheiten und Wunden, Stillung von Blutungen, Löschung von Feuersbrünsten, Verhütung von Unglücksfällen u. s. w. zu erzielen. In engster Verbindung mit diesen Worten stehen

aber gewisse Zeichen und unter diesen obenan das des Kreuzes, ferner Anhauchen des erkrankten Gliedes oder der erkrankten Personen.

Halten wir lediglich diese Art des Besprechens fest, wenn wir uns in Folgendem mit dem interessanten Gegenstande näher befassen wollen: es wird uns nämlich sonst schwer, ja unmöglich werden, diese einzelne Art des Aberglaubens von den hundert übrigen Arten, mit denen sie auf das Innigste verquickt und vermischt ist, loszulösen und allein zu betrachten.

Daß dieses Besprechen eine Abart des „Beschwörens" ist, wie solches schon in Babylon unter den Persern als „Kunst" ausgebildet wurde und schon Hunderte von Jahren vor Christi Geburt nach Griechenland und weiter sich verbreitete, ist wohl selbstverständlich. Die Juden machten aus dieser Beschwörungskunst eine neue Wissenschaft, die Magie, und unter chaldäischem Einfluß entstand die „Kabbala", welche nicht nur im Aberglauben, sondern selbst in der Wissenschaft des Mittelalters eine so große Rolle spielt.

Ein sonderbarer Dämonenglaube, aus dem sich auch der Glaube an den persönlichen Teufel entwickelte, ist die Grundlage der Beschwörungskunst. Man betrachtete nicht nur die sogenannten „vom Teufel Besessenen", insbesondere die Epileptischen, als in der Gewalt böser Geister befindlich, sondern man nahm an, daß jedes Uebel und jede Krankheit nichts als die Missethat eines feindlichen Dämons sei, der den Menschen auf diese oder jene Weise zu quälen gedachte. Hieraus zeigt sich auf das Deutlichste der Ursprung der Beschwörungs- und Besprechungskunst, und wir werden

in erster Linie nach Persien gewiesen, in dessen Religion die beiden Prinzipe des Ormuzd und des Ahriman, des Guten und des Bösen — der Erstere der Gott des Lichts, der Andere der Gott der Finsterniß — die Hauptrolle spielen.

Auch in Deutschland mag die Kunst des Besprechens und Beschwörens noch früher üblich gewesen sein, bevor die alten Germanen mit den Römern in Berührung kamen. Finden wir doch sogar in der altgermanischen Götterlehre eine überraschende Analogie mit der indischen, ein neuer Beweis dafür, daß Indien als die Wiege der Menschheit betrachtet werden kann. Als das Christenthum später in Deutschland eingeführt wurde, fanden die Priester bereits die Beschwörungskunst, insbesondere das „Besprechen" von Krankheiten und Schäden aller Art, vor, und vergeblich bemühten sie sich, diese abergläubischen Gebräuche auszurotten. Es gelang ihnen nur, die heidnischen Gebräuche in christliche umzuwandeln und so das Heidnische wenigstens insofern zu vermeiden, daß bei den Beschwörungen nicht mehr der Name Wodan, sondern die Formel von der Dreieinigkeit gebraucht wurde. Wie die Beschwörungskunst im Heidenthum darauf beruht hatte, durch gewisse Kraftworte den bösen Geistern Zwang anzuthun, so wählte man jetzt Formeln, denen die Kirche selbst eine besondere Weihe und Kraft zuschrieb, wie z. B. die Formeln, welche bei der Taufe angewendet wurden. Ja, wer sich die Mühe gibt, sich näher mit den sonderbaren Formeln des Besprechens zu befassen, der wird zu seiner Ueberraschung finden, daß dieselben immer wieder auf die bei der Taufe üblichen

Ceremonien und Anrufungen Gottes zurückzuführen sind. Merkwürdiger Weise scheint auch von der Einführung des Christenthums bis heute in der Kunst des Besprechens keine Aenderung eingetreten zu sein, wenigstens wurde dieser abergläubische Gebrauch in allen Jahrhunderten fast gleichmäßig ausgeübt.

Moscherosch, welcher unter dem Namen Philander v. Sittewald ungefähr im Jahre 1650 seine „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte" schrieb, welche uns ein so köstliches Spiegelbild jener Zeit geben, erwähnt der Besprecher in dem Kapitel, in welchem er von seinem angeblichen Aufenthalt in der Hölle erzählt. Die betreffende Stelle lautet:

„Von da ging ich, um die Segensprecher, Krystallseher und abergläubischen Wahrsager zu besehen, welche in dem höchsten Grade der Zauberei begriffen sind. Bei ihnen waren alle Diejenigen zu finden, welche Krankheiten, Wunden und andere Zustände der Menschen und des Viehes durch gewisse Segen und Worte, durch Bußen, Zettel und Aberglauben heilen, von verlorenen Dingen, und wie selbige wieder zu erlangen wären, sagen konnten, die das Sieb herumlaufen, die Scheere herumtreiben oder Immergrün aus der Pfanne springen machten; sie Alle saßen lebendig in dem Feuer und in der Lohe. ‚Diese sind,' sprach ein Teufel, ‚Diejenigen, welche das alberne, einfältige Volk zu allerhand Aberglauben treiben; es sind die allerverdammtesten Menschen der Welt. Wenn sie auch zuweilen Einem von seiner Noth helfen, so ist doch gewiß, daß sie allemal einen Anderen damit behängen, der unschuldig ist

und es weniger verdient hat, als der Erste. Und gleichwohl sind deren nicht viele, die über sie klagen wollen oder dürfen: denn wird Einem geholfen, so ist er froh und bezahlt sie redlich, nur daß er von ihnen loskomme; wird ihm aber nicht geholfen, so muß er fürchten, wenn er etwas sagt, daß es ärger mit ihm werde. Also, sie mögen thun, was sie wollen, der Kranke ist genöthigt, sich wohl oder weh sein zu lassen. Fragt man, was er für Mittel gebrauche, so haben sie die Ausrede, es seien heilige, gute Worte und Buchstaben, die sie von ihren Urvätern erlernt haben. Außerdem ist nichts närrischer anzuhören, als wenn sie erzählen, wie sie dieses oder jenes Probestück gemacht haben. Wie sie Diesem das Auge ausgestochen und ihm in der Hand gelegen habe, was sie aber wieder eingesetzt, so daß er besser gesehen, als vorher; wie Jener durch das Hirn geschossen, durch die Leber gestochen sei, das Eingeweide habe im Hut getragen, sie ihn aber wieder so zurecht gebracht hätten, daß man nicht einmal das Wundmal könne finden. Aber wenn man fragt, wie das geschehen sei, so machen sie ein gar wunderlich Gesicht.'" —

Betrachten wir nur, wie das Besprechen heute ausgeübt wird, um die Analogie zwischen jetzt und früher und gleichzeitig die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die „Besprechung" als Kunst durchaus keine Fortschritte im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat.

Bekanntlich ist das Besprechen heute noch fast ausschließlich das Privilegium alter Frauen. In jedem Orte, ja selbst in den kleinsten Dörfern, pflegt es eine „Besprech-" oder „Streichfrau" zu geben, welche wahrscheinlich selbst

daran glaubt, daß sie Heilkräfte gegen mancherlei Krankheit und Nöthe habe, und zwar um so mehr, weil sie weiß, daß diese sich in ihrer Familie als eine Art von Geheimniß durch ganze Generationen hindurch fortgeerbt haben. Die Mutter lehrte die Tochter diese Segenssprüche und diese wieder ihrer Tochter, und zur Ehre dieser Besprechungsformen mag angenommen werden, daß sie wirklich nur in den seltensten Fällen nicht an die Heilkraft ihrer eigenen Sprüche glauben und nur zu betrügerischen Zwecken diesen Glauben heucheln.

Diejenige Krankheit, welche am meisten besprochen wird, ist die „Rose" oder der Rothlauf, jene von den Aerzten „Erysipelas" genannte Entzündung der Haut und der darunter liegenden Bindegewebsschicht, welche sich am Kopf und im Gesicht, aber auch an den Füßen zeigt und selbst ärztlicher Behandlung schwer weicht, weil sie eben auf eine Störung im ganzen menschlichen Organismus zurückzuführen ist.

Es gibt fast unzählige „Besprechungs-Formeln", um gerade diese Krankheit zu beseitigen, und eine der üblichsten ist wohl die, bei der gewissermaßen „ohne Apparate" gearbeitet wird, und die z. B. in Berlin heute noch dadurch ausgeübt wird, daß zuerst dreimal die Dreieinigkeit angerufen, dann drei Kreuze über dem kranken Theil gemacht werden, worauf die Besprecherin eine Art Strafpredigt gegen die Krankheit richtet, welche mit den Worten beginnt:

„Du sollst nicht stechen,
Nicht schmerzen, nicht schwellen!"

Dann wird dreimal über den Körpertheil gehaucht und

darauf wiederum dreimal die Dreieinigkeit angerufen. Nach der Versicherung der Besprechungsfrau muß darauf unfehlbar die Genesung folgen. Tritt eine solche aber nicht ein, so liegt das nicht an ihr, sondern an dem Kranken selber oder an irgend einem anderen Zauber, der mächtiger ist als das „Besprechen" selbst.

Eine andere Art der Besprechung der Rose kann von der betreffenden Person selbst vorgenommen werden. Dieselbe muß dann zu einer bestimmten Stunde, ohne zu sprechen, in das freie Feld gehen und dort einen Hollunderstrauch, respektive einen Ast erfassen und diesem geheimnißvoll die Worte zuflüstern:

„Hollernast, heb' dich auf,
Rothlauf, setz' dich drauf!
Ich hab' dich einen Tag,
Hab' du's Jahr' und Täg!"

Wer sich für die Formulirung dieser Segens- und Besprechungsformeln interessirt, findet eine reiche Sammlung derselben im Anhang zur ersten Ausgabe von Jakob Grimm's „Deutscher Mythologie" (Göttingen 1835). — Hier soll nur noch ein Segensspruch gegen Brandwunden angeführt werden, der in Berlin noch heute vielfach gebraucht wird, und welcher in seiner komischen Fassung lautet:

„Brand, fall in den Sand
Und nicht in's heil'ge Fleisch!"

Der Spruch soll deshalb besonders hervorgehoben werden, weil bei ihm merkwürdiger Weise die heilige Dreieinigkeit nicht angerufen werden darf. Aus welchem Grunde dies

nicht geschehen soll, das weiß wohl Niemand, am allerwenigsten aber wohl die „klugen" Frauen, welche das Besprechen, sei es aus Menschen- und Christenliebe, sei es gegen Entgelt, betreiben.

Sobald es sich nämlich um das Besprechen gegen Entgelt handelt, kommen wir dazu, die kriminalistische Seite dieses Aberglaubens kennen zu lernen und uns mit den Schwindlern bekannt zu machen, welche diesen thörichten und weitverbreiteten Aberglauben benutzen, um sich durch das Hermurmeln unsinniger Formeln von den Dummen, die nicht alle werden wollen, Geld zu verschaffen. Wir erwähnten bereits, daß die ortsangehörigen Frauen, welche das Besprechen bei Bekannten und Freunden üben, um diesen zu helfen, durchaus nicht immer als Betrügerinnen zu betrachten sind, sondern daß diese gewöhnlich selbst an die Heilkraft ihrer Sprüche glauben; anders steht es aber mit den herumziehenden „Versprechern", welche eine besondere Zunft des Gaunerthums bilden und hier unter dem Namen der „Rochlim" bekannt sind.

Dieses jüdisch-deutsche Wort kommt vom hebräischen rogal, herumlaufen, verleumden, auskundschaften, Klatscherei machen, und bezeichnet in übertragenem Sinne denjenigen Menschen, welcher gewissermaßen gewerbsmäßig umherzieht, um Nachrichten und Klatschereien zu verbreiten, d. h. also Hausirer, oder, wie sie früher genannt wurden, „Tabuletkrämer". Diese Rochlim spielten in Gestalt umherziehender Tabuletkrämer schon am Schluß des Mittelalters, vor Allem aber im 17., 18., ja bis tief in das jetzige Jahrhundert hinein eine große Rolle als Zauberer und Be-

sprecher, und die ältesten Werke über das deutsche Gaunerthum warnen bereits vor ihnen als vor Betrügern, vor denen man sich ganz besonders in Acht zu nehmen habe. Man hatte diese Leute auch „Fehlinger“ (von feilhalten) genannt, und bezeichnete damit speziell jene Krämer, welche als Quacksalber, Beschwörer und Besprecher das Land unsicher machten. Sie hatten Segenssprüche für das Vieh und auch für Menschen. Sie konnten durch eine solche Besprechung einen ganzen Stall gegen jeden Zauber und gegen jede Hexerei schützen, sie behaupteten, erzwingen zu können, daß das Vieh infolge ihrer Segenssprüche besser fresse, mehr Milch gebe oder sich besser mäste; sie behaupteten, durch ihr Besprechen nicht nur alle Krankheiten des Viehes, sondern auch der Menschen heilen zu können, und insofern haben diese Gauner im Laufe der Jahrhunderte dem deutschen Volke kaum weniger Schaden gethan, als die gewaltsamen Gauner, die durch Einbruch und Raub das Nationalvermögen schädigen.

Nächst diesen „Rochlim“ genannten Betrügern, welche außer ihren Segenssprüchen gewöhnlich auch noch aus den ekelhaftesten Ingredienzen bereitete „Medizinen“ für theures Geld verkauften, übten vor Allen und üben noch heut die Zigeuner das Besprechen an Vieh und Menschen als Spezialität aus. Das Versprechen, Verthun und Versöhnen (alles Ausdrücke für eine und dieselbe Sache) gilt noch heute als besonders heilkräftig und wirkungsvoll, sobald schmutzige, diebische Zigeuner es ausüben, wohl deshalb, weil im Aberglauben die Zigeuner überhaupt eine große Rolle spielen und nicht nur als Besprecher, sondern

auch als Wahrsager, Schatzgräber und Teufelsbeschwörer einen weit verbreiteten Ruf besitzen, der ihnen sehr angenehm ist, weil er ihnen großen Nutzen bringt.

Zwei aktenmäßige Fälle aus der neuesten Zeit sollen hier angeführt werden, weil sie beweisen, wie weit der thörichte Aberglaube verbreitet ist, wie tief derselbe in der Volksseele wurzelt. Das Kind eines Beamten war von Epilepsie befallen worden und durch ärztliche Hilfe fast hergestellt. Als aber zufällig Zigeuner durch das Dorf kamen, wendete sich der Vater an einen klugen Zigeuner, der ihm auch versprach, das Kind durch Besprechen zu heilen. Gegen sehr gute Belohnung nahm er nun nicht allein die Beschwörung und Besprechung vor, sondern verordnete auch dem Kinde den Genuß von in Fett gebratenen Pferdehaaren, welche natürlich bei dem armen Kinde einen so fürchterlichen Ekel und so heftiges Erbrechen erzeugten, daß der Arzt geholt werden mußte, der nun erfuhr, zu welch' thörichtem Mittel der Vater seine Zuflucht genommen hatte.

In einem anderen Falle hielt ein Kommunalbeamter Wochen lang in seinem Hause als Gäste einen Zigeuner und eine Zigeunerin, die ihn durch Besprechen von einer schweren Krankheit heilen sollten. Man erfuhr erst von der Thorheit dieses Mannes, als die beiden Zauberkünstler eines Tages unter Mitnahme sämmtlicher Werthgegenstände, deren sie sich hatten bemächtigen können, verschwunden waren.

Ja, wem daran liegt, Beweise für den Unfug des „Versprechens" zu erhalten, dem können wir mittheilen,

daß im Juni des Jahres 1887 zu Berlin eine Gerichtsverhandlung stattgefunden hat, in welcher eine junge Dame, die sich für die Bühne vorbereitete, auf der Anklagebank erschien, weil sie einen „Kirchhofsdiebstahl" verübt hatte. Die Unglückliche wurde freigesprochen, denn sie war nicht eine Diebin, vielmehr das Opfer ihres Aberglaubens. Sie hatte nämlich sich an eine Besprechungsfrau gewendet, weil sie fürchtete, daß sich an ihrem Halse ein Kropf bilde, dessen Vergrößerung ihr die Bühnenlaufbahn vollständig unmöglich gemacht hätte. Die weise Frau gab ihr den Rath, zur Zeit des letzten Mondviertels auf einen Kirchhof zu gehen und dort von den Todtenkränzen die Bänder zu lösen, mit denen sie dreimal über die Geschwulst am Halse streichen und die Worte sprechen sollte:

„Verschwunden sei, was ich besaß,
Wie abgemähtes welkes Gras!"

Dann sollten die Bänder eine Nacht unter dem Kopfkissen der jungen Dame liegen, um dann noch vor Eintritt des ersten Mondviertels nach dem Kirchhofe zurückgebracht und an denselben Kränzen wieder befestigt zu werden. Die Dame wurde aber, als sie die Schleifen von den Kränzen löste, als Diebin ergriffen und vor Gericht gestellt, wo sie Gelegenheit genug hatte, sich ihres Aberglaubens zu schämen.

Diese Gerichtsverhandlung hat am 28. Juni 1887 in Berlin stattgefunden!

Außer der kriminalistischen hat aber das Besprechen noch zwei andere Seiten, die wir etwas näher betrachten müssen. Die eine schlimme Seite des Besprechens ist die religiöse. Jedenfalls ist es ein Vergehen für jeden

gläubigen Christen, sich des Namens Gottes und jener Formeln, welche bei der Taufe und anderen heiligen Handlungen gebraucht werden, zu bedienen, um gewissermaßen gegen den Willen Gottes und in recht thörichter Weise etwas erzwingen zu wollen. Die protestantische sowohl, als die katholische Kirche sehen deshalb auch die Ausübung gerade dieser Art von Aberglauben als eine schwere Sünde an. Gefährlich aber ist dieses Besprechen, selbst wenn es nicht von Betrügerinnen betrieben wird, schon deshalb, weil um des Besprechens willen oft die Herbeiholung ärztlicher Hilfe von den Angehörigen des Kranken, oder von diesem selbst versäumt wird. Hat man doch, wie aus Tausenden von Beispielen hervorgeht, selbst unter den sogenannten gebildeten Klassen mehr Vertrauen zu den Segenssprüchen eines alten Weibes, als zu der Wissenschaft eines erfahrenen Arztes, und pflegt man doch so oft erst den kundigen Fachmann an das Krankenbett zu holen, nachdem man eingesehen hat, daß die Zauberformeln, das Anhauchen und Kreuzemachen doch nichts helfen. In vielen Fällen kommt aber dann die ärztliche Hilfe zu spät.

Wir wollen uns daher gerne der Hoffnung hingeben, daß die fortschreitende Aufklärung auch mit diesem thörichten Aberglauben eines Tages aufräumen wird. Doch das kann noch lange währen; denn wir glauben kaum, daß die vorstehenden Zeilen viele Derjenigen, welche heute noch von dem Aberglauben des „Besprechens" befangen sind, bekehren können; ist doch dieser Aberglaube und der Aberglaube im Allgemeinen viel zu tief in der Seele der Menschen begründet, und mit Recht sagt der Grieche Plutarch schon

in seinen „vergleichenden Lebensbeschreibungen“: „Die Leichtgläubigkeit ist eine menschliche Schwäche, welche keine Grenzen hat und sich bald zum Aberglauben und zu einer ängstlichen Furcht, bald zur Verachtung und Geringschätzung aller Religion hinreißen läßt.“

Die Unvollkommenheit unserer Sinne.

Physiologische Skizze.

Von

Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Nicht mit Unrecht hat man die Sinne als die „Pforten unserer Seele“ bezeichnet, durch welche letztere mit der Außenwelt in Verbindung tritt, indem ihr durch die Sinne unaufhörlich die verschiedensten Eindrücke von der uns umgebenden Erscheinungswelt zufließen, die in unserem Gehirn zu Vorstellungen und Anschauungen verarbeitet werden. Auf diese Weise hat sich unsere Kenntniß von den Erscheinungen der Natur entwickelt, und das äußere Mittel zu dieser Erkenntniß sind unsere Sinnesorgane. Doch nur einen Theil, ja wahrscheinlich nur einen sehr kleinen Theil des Seienden vermögen wir mit unseren Sinnen zu erfassen, denn die fortschreitende Wissenschaft hat uns deren Unzulänglichkeit kennen gelehrt und gezeigt, daß dieselben nur innerhalb eines bestimmt begrenzten

Gebietes für die Dinge und Vorgänge in der Körperwelt empfänglich sind, während ihnen unendlich viel verborgen bleibt.

Das gewahren wir sogar bei demjenigen Sinne, welcher mit Recht als der höchste bezeichnet wird, beim Gesichtssinne.

Doch ehe wir uns der Welt des für unsere Sinne Unsichtbaren zuwenden, müssen wir uns erst klar machen, was es mit dem „Sehen" eigentlich für eine Bewandtniß hat. Das Kunststück, welches dabei unser Organismus vollbringt, ist keineswegs so einfach. Der mit dem Gehirn verbundene Sehnerv, welcher in der Netzhaut des hinteren Auges endigt, hat die eigenthümliche Gabe, das Licht zu empfinden, welches von den leuchtenden Körpern ausgeht. Dasselbe wird von dem Auge aufgefangen, und es entsteht auf der Rückseite desselben, auf der Netzhaut des Auges, ein Bild des Gesehenen, gerade so, wie beim Photographiren durch das Licht auf der mit Jodsilber präparirten Platte ein Bild erzeugt wird. Sobald nun dasselbe durch den Sehnerv in das Gehirn übertragen worden ist, wird es uns bewußt, und wir sehen das Objekt, welches wir durch Uebung gewohnt sind nach Form und Beschaffenheit sofort über seine Größe und Entfernung zu beurtheilen, und das uns durch das Doppelbild unserer beiden Augen sogleich körperlich erscheint.

Das sind die hauptsächlichsten Vorgänge beim Zustandekommen einer Gesichtswahrnehmung, und es ist zu verwundern, daß zu einer solchen nur $^1/_{30}$ Sekunde Zeit erforderlich ist, wie genaue Messungen ergeben haben. Wir

wollen hier auf die Eigenthümlichkeiten unseres Sehapparates nicht näher eingehen, wie wir z. B. nur an einer kleinen Stelle in unserem Auge ordentlich sehen können und an den anderen Stellen Alles verschwommen erblicken, wie wir in unserem Auge einen völlig blinden Bezirk haben, der durchaus nicht klein ist, und wie wir allerlei in unserem Auge sehen, was gar nicht vorhanden ist — wir wollen uns vielmehr nur darauf beschränken, zu zeigen, wie unzulänglich unser Gesichtssinn ist.

Da stellt sich zunächst heraus, daß wir gar nicht einmal im Stande sind, alle vorhandenen Lichtstrahlen wahrzunehmen. Denn, so unglaublich es auch erscheint, die Physiker haben es nachgewiesen, daß es ein für uns ganz unsichtbares Licht gibt. Dieselben behaupten nämlich, daß das Licht durch einen unendlich feinen Stoff fortgepflanzt wird, den Aether, welcher noch vielmal feiner als die Luft ist, weshalb wir ihn auch gar nicht wahrnehmen können, obgleich er die ganze Welt erfüllt. Durch das Licht jedoch geräth er in eine zitternde, wellenförmige Bewegung, ähnlich wie durch einen in's Wasser geworfenen Gegenstand sich nach allen Richtungen hin Wellenkreise verbreiten. Nur sind diese von uns als Licht empfundenen Aetherwellen außerordentlich klein und haben eine enorme Geschwindigkeit. Diejenigen von geringster Schnelligkeit, welche wir wahrnehmen, schwingen 395 billionenmal, die geschwindesten aber 757 billionenmal in einer Sekunde. Das sind die Grenzen des uns sichtbaren Lichtes, denn weniger schnelle Aetherwellen, als die 395 billionenmal schwingenden, kann unser Auge nicht mehr als Licht wahr-

nehmen, sondern nur noch unser Gefühl als Wärme empfinden, und schnellere Lichtschwingungen, als die 759 billionenmal schwingenden, sind uns ebenfalls unsichtbar, erscheinen uns als Finsterniß, und wir wissen nur, daß sie noch chemische Wirkungen haben.

Bei vielen Menschen ist die Wahrnehmung des Lichtes aber noch eine weit beschränktere. Wer hätte nicht schon die prächtige Lichterscheinung des Regenbogens bewundert mit ihren glänzenden Farben und zarten Uebergängen? Dieser Anblick ist einem großen Theile der Menschen versagt, welche bei einem sonst gesunden Sehvermögen an Farbenblindheit leiden. Die häufigsten Fälle dieser Art sind diejenigen der sogenannten Rothgrünblindheit, bei welchen der Farbenblinde für Roth und Grün keine Empfindung besitzt und wahrscheinlich Alles nur gelb und blau sieht, in den verschiedensten Abtönungen. Weniger häufig ist die sogenannte Blaugelbblindheit, bei welcher das Umgekehrte der Fall ist: der Farbenblinde sieht nichts von der gelben und blauen Farbe, und es erscheint ihm wahrscheinlich Alles roth und grün in den verschiedensten Abstufungen. Noch seltener kommt die totale Farbenblindheit vor, in der gar keine Farbe wahrgenommen wird, sondern Alles nur hell und dunkel erscheint, in den allmähligen Uebergängen von Weiß zu Schwarz. Sehr mannigfaltig wird diese Erscheinung noch dadurch, daß die Augen der Farbenblinden für manche Lichtarten gar nicht empfänglich sind, und z. B. das farbige Band des Regenbogens schmäler erblicken, weil sie Theile desselben gar nicht sehen.

Wie weit jedoch auch das beste Auge in seinem Sehvermögen beschränkt ist, das wollen wir sogleich an den Grenzen der sichtbaren Welt nachweisen.

Ein mittleres Menschenauge unterscheidet in einer Entfernung von 250 Millimetern noch Zwischenräume von $^1/_{20}$ Millimeter, besonders scharfe Augen können noch solche von $^1/_{30}$ bis $^1/_{36}$ Millimeter, also von der Breite eines feinen Menschenhaares wahrnehmen. Vermittelst des Mikroskops vermag man noch Zwischenräume von $^1/_{10000}$ Millimeter, ja sogar noch kleinere zu erkennen. Jedoch schon die kleinsten Theilchen des gewöhnlichen Zimmerstaubes sind selbst mit den schärfsten Mikroskopen nicht mehr deutlich sichtbar.

In der organischen Welt gehören die Vibrioniden mit zu den kleinsten aller Lebewesen. Dieselben sind fast allgegenwärtig, haben eine kugelige oder eiförmige, stäbchen- oder schraubenförmige Gestalt und entstehen aus unsichtbaren Keimen, die sie auch wieder erzeugen. Unter ihnen gibt es welche, die $^1/_{500}$ Millimeter lang und $^1/_{1000}$ Millimeter dick sind. Von diesen gehen nach den Berechnungen von Cohn 633 Millionen in ein Kubikmillimeter, und 636 Milliarden sind erst 1 Gramm schwer. Unter ihnen gibt es aber noch sehr viel kleinere. Ebenso liegen auch die allerfeinsten Elemente unserer Nervensubstanz schon jenseits der Grenze des Sichtbaren.

Wie im unendlich Kleinen, so verhält es sich mit unseren Gesichtswahrnehmungen auch im unendlich Großen: auch hier ist eine unübersteigliche Grenze der Sichtbarkeit gezogen.

Es ist schwierig, die Anzahl der Sterne zu bestimmen, die noch mit freiem Auge sichtbar sind, weil Kurzsichtige kaum noch Sterne der 4. und 5. Größe, Weitsichtige noch solche der 6., höchstens der 7. Größe sehen; es läßt sich die Zahl der an der gesammten Himmelskugel für ein gutes mittleres Auge wahrnehmbaren Gestirne nach den Berechnungen des Astronomen Heis auf etwa 5800 annehmen. Doch schon in einem Fernrohre mit zehnmaliger Vergrößerung zeigen sich am nördlichen Sternhimmel etwa 300,000 Gestirne, und am südlichen nicht viel unter einer Million. Die Gesammtzahl der durch das 20 Fuß lange Fernrohr des älteren Herschel am nördlichen Himmelsgewölbe sichtbaren Sterne hat aber Struwe auf etwas über 10 Millionen berechnet. Wie weit dabei unser Auge in den unendlichen Raum hinausdringt, ergibt sich aus den durch W. Herschel gemachten Berechnungen. Derselbe kam nach seinen Forschungen zu der Annahme, daß das unbewaffnete Auge etwa 12mal so tief in den Weltraum eindringt, als die mittlere Entfernung der Fixsterne erster Größe von uns beträgt. Diese Entfernung können wir am besten beurtheilen, wenn wir uns das Längenmaß ansehen, welches die Himmelskunde auf solche Räume anwendet. Dieselbe bezeichnet den Raum, welchen das Licht, das in einer Sekunde 300,000 Kilometer zurücklegt, in einem ganzen Jahre durcheilt, als ein „Lichtjahr". Und da hat man denn ermittelt, daß die Fixsterne erster Größe im Mittel 15,5 solcher Lichtjahre von uns entfernt sind, diejenigen zweiter Größe 28 Lichtjahre, diejenigen vierter Größe 60,7, die sechster Größe 120,1 und die Fixsterne

achter Größe 386,3 Lichtjahre. Die weitesten in unseren Riesenfernrohren noch gesehenen Sterne schätzt man aber auf über 12,000 Lichtjahre Entfernung. Größere Himmelsobjekte, wie ganze Fixsternsysteme, welche für uns nur noch als Sternhaufen oder Nebel erscheinen, werden noch auf weit größere Entfernungen gesehen, und man nimmt an, daß die weitesten von uns noch wahrgenommenen Millionen Lichtjahre von uns entfernt sind. Dagegen ist jenseits der Milchstraße, an der Grenze des uns überhaupt sichtbaren Weltbezirks, nach fast allen Richtungen ein schwacher, verworrener Lichtschimmer zu sehen, der wahrscheinlich von einer unendlichen Anzahl ungeheuer weit entfernter Sternenzonen herrührt, welche selbst durch unsere größten Riesenfernrohre nicht mehr wahrnehmbar sind.

Es ist daher auch verhältnißmäßig gering, was man bis jetzt durch direkte Wahrnehmung über andere Weltkörper zu ermitteln vermochte. So hat man noch nicht einmal die wirkliche Beschaffenheit des Sonnenkörpers erkannt. Mehr schon gelang es von unseren Nachbarplaneten zu sehen, die man in ihrer Oberflächenbeschaffenheit unserer Erde sehr ähnlich gefunden hat. Am besten sind wir über den Erdenmond unterrichtet, dessen Gebirge wir z. B. genauer kennen, als viele Erdgebirge. Dagegen hat man noch keine Spuren von den Bewohnern der anderen Planeten entdeckt, obgleich deren Vorhandensein mit hoher Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist.

Wohl aber nie werden wir im Stande sein, die innerste Beschaffenheit der Naturkörper in ihren kleinsten Theilchen zu erkennen, oder die Planeten und Nebenplaneten ent-

ferner Sonnen wahrzunehmen, denn in der weiteren Vervollkommnung der Mikroskope und Fernrohre ist bei der schon erreichten hohen Vollendung dieser Instrumente nur noch ein beschränkter Fortschritt zu erwarten. —

Die Wahrnehmungen unseres Gesichtssinnes werden aber wesentlich durch diejenigen des Gehörs ergänzt. Letztere kommen dadurch zu Stande, daß die Luft in wellenartige Schwingungen geräth, wenn sie erschüttert wird. Auch hier können wir vergleichsweise das Bild eines in's Wasser geworfenen Steines gebrauchen, der nach allen Richtungen in rhythmischer Folge Wellenkreise erzeugt. Diese Wellen, welche die Luft fortpflanzt, übertragen sich auf ein zartes Häutchen, das Trommelfell unseres Ohres, hinter welchem sich der Anstoß durch die straffe Kette der feingegliederten Gehörknöchelchen nach dem Wasser im „Labyrinth" (wie man das innere Ohr bezeichnet) fortsetzt, wo er die feinsten Endausbreitungen des Gehörnerven trifft und als Ton empfunden wird, der uns, wenn er durch den Gehörnerv in's Gehirn geleitet ist, zum Bewußtsein kommt.

Wenn wir nun aber glauben, durch unseren feingebauten Gehörapparat die ganze Welt der Töne und Geräusche zu vernehmen, so befinden wir uns im Irrthum. Helmholtz, ein sehr verdienstvoller Forscher, hat durch ein sinnreiches Instrument die Geschwindigkeit der wellenförmigen Schwingungen ausgemessen, welche durch den Schall in der Luft entstehen. Hierdurch aber wissen wir, daß beim tiefsten Ton, welchen wir überhaupt noch hören können, die Luft in der Sekunde 16 Schwingungen macht, daß

aber ein sehr feines Ohr im Stande ist, noch einen außerordentlich hohen Ton zu vernehmen, wenn die Luft in der Sekunde 38,000mal erschüttert wird. Das dürften die äußersten Grenzen menschlicher Gehörfähigkeit sein, welche aber in der Musik noch bei Weitem nicht erreicht werden. Die Tonkunst benutzt vielmehr nur diejenigen Töne, welche ungefähr zwischen 40 bis zu 4000 Schwingungen in der Sekunde haben. Mehr als 38,000 Schallwellen in der Sekunde als Ton zu vernehmen, ist dem menschlichen Ohre versagt, obgleich es sicherlich über diese Grenze hinaus noch Töne gibt. Dagegen werden ohne Zweifel viele andere Wesen, z. B. kleine Insekten, Töne von so außerordentlicher Feinheit hervorzubringen und wahrzunehmen vermögen, für die weder unser Ohr noch unsere Instrumente die geringste Empfindung besitzen.

Interessant ist in dieser Beziehung das von Edison erfundene Instrument, welches er Mikrophon genannt hat, und das uns noch Töne von unendlicher Feinheit zu Gehör bringt, welche für uns längst außerhalb der Grenze der Hörbarkeit liegen, das also für unser Ohr ungefähr dasselbe darstellt, was das Mikroskop für unser Auge ist. Dieses Instrument besteht im Wesentlichen aus zwei Kohlenstückchen, welche auf einer elastischen Platte so zu einander befestigt sind, daß sie sich gegenseitig berühren, jedoch durch die geringste Erschütterung ihre Lage zu einander verändern. Wird nun durch diese Kohlenstückchen ein elektrischer Strom hindurchgeleitet, der mit einem Telephon in Verbindung steht, so ist in dem letzteren die allergeringste Erschütterung laut hörbar, welche von uns längst nicht mehr vernommen

wird, z. B. die Schritte einer Fliege, welche über den Apparat läuft. —

Vom Gesichts- und Gehörssinn völlig verschieden ist seiner physiologen Natur nach der eigenthümliche, noch immer sehr räthselhafte Geruchssinn.

Der Vorgang des Riechens vollzieht sich im obersten Theile der Nasenhöhlenauskleidung, auf der sogenannten Riechhaut, d. h. derjenigen Fläche, auf welcher die Riechnerven sich ausbreiten. Diese Nerven endigen in kleinen Organen, den sogenannten Riechzellen, welche mehrere sehr feine Härchen tragen, die Riechhärchen, an denen der Prozeß des Riechens stattfindet. Außerdem aber sind in der Riechhaut eine große Menge mikroskopisch kleiner, sackförmiger Drüsen eingebettet, welche die Riechflüssigkeit enthalten, die beständig die Riechhaut benetzt. Die riechenden Stoffe dringen nun infolge der Einathmung mit einer gewissen Heftigkeit in die obere Nasenhöhle auf die Riechhaut ein, wo sie mit der Riechflüssigkeit zusammentreffen und dieselbe sofort chemisch verändern (zersetzen). Hierdurch aber geräth wahrscheinlich die Riechflüssigkeit in eine heftige Bewegung ihrer kleinsten Theilchen, die sich den zarten Riechhärchen mittheilt und durch die Riechzellen auf die Enden der Riechnerven als Geruchsempfindung überträgt.

Trotz dieses komplizirten Vorganges geht die Geruchsempfindung sehr schnell vor sich. Man hat die Zeit gemessen, in der eine Geruchsempfindung zu Stande kommt, und diese beträgt beispielsweise bei Kampher $^1/_3$ und bei Pfefferminz $^1/_4$ Sekunde. Dagegen stumpft sich der Geruchssinn schon nach einigen Minuten vollständig ab, so

z. B. bei Jodtinktur in 4 Minuten, bei Schwefelammonium in 5 Minuten, und zu einer neuen Geruchsempfindung ist mindestens 1 Minute Erholung nothwendig. Wie unendlich fein aber unsere Geruchsempfindung ist, das wird uns dadurch bewiesen, daß z. B. $^1/_{10000}$ Milligramm Nelkenöl in einem Kubikcentimeter Flüssigkeit noch riechbar ist, ja, daß $^1/_{20000}$ Milligramm Rosenöl noch eine Geruchswahrnehmung erzeugt.

Trotzdem ist dieser Sinn bei vielen Thieren noch bei Weitem feiner entwickelt, wie z. B. beim Hunde, der augenscheinlich noch Gerüche wahrnimmt, die unseren Sinnen völlig verborgen sind. —

Dem Geruchssinn vom physiologischen Standpunkte sehr nahe verwandt ist der **Geschmack**, so daß sich beide Sinne gegenseitig ergänzen.

Der Geschmack wird durch die Geschmacksnerven vermittelt, die am hinteren Theile der Zunge und am Gaumen verlaufen, wo ihre Endorgane, die sogenannten Schmeckbecher, in der Mundhöhlenschleimhaut liegen. In derselben hinten an der Zunge und über dieser, am Gaumen, befinden sich auch die Speicheldrüsen mit ihren weiten, steifen Ausgängen. Durch die Schmeckbewegung der Zunge wird nun in einem zwischen Zunge und Gaumen entstehenden Zwischenraume Speichel gesogen, wobei wir es deutlich zischen hören. Durch den Druck der Zunge aber wird aus der Speise die Flüssigkeit ausgepreßt und nach dem hinteren Theile der Zunge gedrängt, wo eine innige Vermischung derselben mit dem Speichel stattfindet, die sofort zu einer chemischen Veränderung des letzteren führt, welche

wir durch die Schmeckbecher und die Enden der Geschmacksnerven als einen Reiz wahrnehmen, den wir schmecken nennen.

Ueber die Empfindlichkeit und zugleich über die äußersten Grenzen unseres Geschmackssinnes belehren uns die angestellten Experimente, welche ergeben haben, daß im gelösten Zustande durch den Geschmack noch wahrnehmbar sind: $^3/_{1000}$ Gramm Zucker, $^1/_{10000}$ Gramm Salzsäure und sogar noch $^5/_{10000000}$ Gramm Strychnin. Darüber hinaus verläßt uns unser Schmeckvermögen. —

Noch geheimnißvoller ist der Gefühls- oder Tastsinn, welcher uns durch Druck- oder Temperaturempfindungen über die uns nächstliegendsten Dinge Aufschluß gibt. Die Empfindungsorgane desselben sind die gesammte äußere Haut und noch einige Schleimhäute unseres Körpers; vermittelt wird die Empfindung durch kleine kolbenförmige Körperchen, die in dem Gewebe der Haut liegen und die Enden der Gefühlsnerven enthalten.

Jedoch nur ein kleiner Theil unserer Haut ist zu feinen Tastempfindungen befähigt, nämlich die Zungenspitze, die Spitzen der Finger und der Zehen, während an den übrigen Stellen der Haut die Tastempfindungen sehr undeutlich sind. Um die Grenzen in der Feinheit unseres Tastgefühls zu bestimmen, hat sich Dr. Weber des Zirkels bedient. Werden dessen beide Spitzen in einer gewissen Entfernung von einander auf die Haut gesetzt, so haben wir das Gefühl einer Doppelempfindung, werden jedoch die Zirkelspitzen nahe aneinander gebracht, so hört die Doppelempfindung auf und verschmilzt zu einer einzigen. Die

kleinste Entfernung nun, welche die Zirkelspitzen von einander haben können, um auf den verschiedenen Körpertheilen noch als gesonderte Tastempfindung wahrgenommen zu werden, gibt uns über die Feinheit unseres Tastsinnes Aufschluß. Diese Entfernung ist am kleinsten auf der Zungenspitze, wo sie nur 1 Millimeter beträgt und wo unser schärfstes Tastvermögen vorhanden ist, und am größten auf der Haut des Rückens, wo sie 5 Centimeter ausmacht und wo also die geringste Feinheit des Gefühls vorhanden ist.

Auch das Gefühl für Temperaturveränderungen ist für uns eng begrenzt, denn wir können innerhalb 14 bis 29° R. nur Unterschiede von $^1/_5$ bis $^1/_6$° wahrnehmen. —

Mit dem Gefühlssinn in naher Beziehung scheint auch der sogenannte Muskelsinn zu stehen, welchen viele Forscher als sechsten Sinn bezeichnet haben. Auf diesem höchst dunklen Sinnesvermögen beruht z. B. unsere Fähigkeit, die Lageveränderung unserer Glieder auch ohne Mithilfe des Auges genau zu bestimmen, sowie äußerst scharf die Kraft zu bemessen, welche wir für eine gewisse Bewegung brauchen.

Auch diese Fähigkeit unseres Körpers ist eine bestimmt beschränkte, denn wir vermögen beispielsweise im besten Falle nur die Differenz zwischen zwei Gewichten im Verhältniß von 38 zu 40 zu unterscheiden, wenn beide schnell hintereinander gehoben werden; liegt aber ein größerer Zeitraum zwischen beiden Wahrnehmungen, werden wir es nicht mehr mit Sicherheit vermögen.

Dieses Alles aber beweist uns, wie überall und nach allen

Richtungen dem Warnehmungsvermögen unserer Sinneswerkzeuge Grenzen gezogen sind, über die hinaus für sie nichts mehr vorhanden ist und die zu erweitern dem menschlichen Erfindungsgeiste wahrscheinlich nur noch in verhältnißmäßig geringem Maße gelingen wird.

Ist es doch eine unumstößliche Thatsache, daß wir für viele Dinge und Vorgänge in der Natur überhaupt gar keinen Sinn besitzen. Wir sehen die Naturkräfte in ihrem Wirken und Schaffen an der Materie, soweit diese unseren Sinnen zugänglich ist, aber die Kräfte selbst, welche sie beherrschen, sind unserer direkten Wahrnehmung verborgen. Wir wissen, wie die Elektrizität viele Körper, ja uns selber und wahrscheinlich alle Dinge der Welt erfüllt und durchdringt, wie sie sich in den Körpern fortbewegt oder „in Strömen fließt", wie wir es nennen, wie sie sich an einem Orte ansammelt, um an einem anderen zu verschwinden, aber sie selbst wahrzunehmen ist unseren Sinnen gänzlich versagt.

Was würde wohl der freundliche Leser beim Anblick einer im besten Gang befindlichen Uhr sagen, an der kein Gewicht, keine Feder, kurz nichts zu sehen ist, was sie in Bewegung erhält, und die dennoch immer weiter geht? Er würde sicherlich erstaunen und an einen unbegreiflichen Zauber denken. Diesen geheimen Zauber aber sehen wir in der Natur täglich um uns, denn die Natur ist solch' ein Uhrwerk, dessen Triebfeder uns nicht sichtbar ist, und das sich dennoch immer weiter bewegt bis in alle Ewigkeit. Dieses größte aller Naturgeheimnisse wird uns wohl aber immer verborgen bleiben, so daß es sich, trotz des

Widerspruchs verwegener Geister, zu bewahrheiten scheint, was Albrecht v. Haller, ein naturforschender Dichter des vorigen Jahrhunderts, behauptete, indem er resignirt sang:

„In's Innere der Natur
Dringt kein erschaffener Geist."

Armenpflege und Bettelei.

Eine soziale Betrachtung

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Armuth gibt es, so lange es Besitz gibt. So ist's von jeher gewesen und so wird's wohl auch bleiben, so lange es verschiedenartig veranlagte Menschen gibt. Von jeher hat aber auch der Reichere den Wunsch gehegt und die Verpflichtung gefühlt, seinem weniger mit Glücksgütern bedachten Nächsten zu helfen. Die Armenpflege ist daher schon sehr früh geübt worden, namentlich seit Einführung des Christenthums. Doch erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, eine wirklich geordnete Armenpflege einzuführen.

Im Jahre 1843 erschienen als bahnbrechende, grundlegende Verordnungen die preußischen Gesetze über die Verpflichtung zur Armenpflege, und die in diesen Gesetzen

aufgestellten Grundsätze sind auch in die deutsche Gesetzgebung übergegangen.

Nach dem Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, welches in allen Bundesstaaten, mit Ausnahme von Bayern und Elsaß-Lothringen, in Geltung steht, wird die öffentliche Unterstützung von Hilfsbedürftigen durch Orts- und Landarmenverbände geübt. Die Ortsarmenverbände können aus einer oder mehreren Gemeinden (beziehungsweise aus einem oder mehreren Gutsbezirken oder aus Gemeinden und Gutsbezirken) zusammengesetzt sein. Jeder Hilfsbedürftige muß vorläufig von demjenigen Ortsarmenverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei Eintritt der Bedürftigkeit befindet. Die vorläufige Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruchs auf Erstattung der Kosten beziehungsweise auf Uebernahme des Hilfsbedürftigen gegen den hierzu verpflichteten Armenverband. Als solcher kommt zunächst derjenige Ortsarmenverband in Betracht, in dem der Hilfsbedürftige seinen Unterstützungswohnsitz hat. Letzterer wird erworben durch a) zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt innerhalb des Ortsarmenverbandes nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre, b) Verehelichung, c) Abstammung; er geht verloren durch a) Erwerbung eines anderweitigen Unterstützungswohnsitzes, b) zweijährige ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre. Die öffentliche Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher, welche endgiltig zu tragen kein Ortsarmenverband verpflichtet ist, der „Landarmen" (Hilfsbedürftigen ohne Unterstützungswohnsitz), liegt sodann den Landarmenverbänden ob. Dieselben umfassen

der Regel nach eine Mehrheit von Ortsarmenverbänden, können sich aber ausnahmsweise auf den Bezirk eines einzigen Ortsarmenverbandes beschränken, z. B. Berlin.

In Bayern liegt die öffentliche Armenpflege den politischen Gemeinden, den Distrikts- und Kreisgemeinden ob. Die örtliche Armenpflege (diejenige der Gemeinden) umschließt das gesammte Gebiet der öffentlichen Armenfürsorge, soweit solche innerhalb eines bestimmten Gemeindebezirks zu bethätigen ist. Die Distriktsarmenpflege umfaßt die Unterstützung der mit Armenlasten überbürdeten Gemeinden des Distrikts, die Kreisarmenpflege die Unterstützung der mit Armenlasten überbürdeten Distriktsgemeinden; überdies hat die Distrikts- und Kreisarmenpflege für die Unterhaltung und Begründung von Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäusern, Irrenanstalten u. dergl. Sorge zu tragen.

In Elsaß-Lothringen wird die öffentliche örtliche Armenpflege theils durch besondere Ortsarmenanstalten, theils durch Gemeindespitäler und religiöse Orden, theils durch die Gemeinden selbst wahrgenommen. Daneben treten die Bezirke und das ganze Land helfend ein, die ersteren namentlich durch die Fürsorge für Geisteskranke und Kinder, das letztere theils mittelst direkter Unterstützung von Hilfsbedürftigen, theils mittelst Gewährung von Zuschüssen an Wohlthätigkeitsanstalten.

Die letzten amtlichen Nachweise über die Armenpflege beziehen sich auf das Jahr 1885, und diesen ist zu entnehmen, daß im ganzen deutschen Reiche im Ganzen 886,571 Parteien mit 1,592,386 Personen von Armen-

verbänden unterstützt wurden. Auf 100 Einwohner kamen demnach im Durchschnitt im deutschen Reiche 3,40 Unterstützte.

Diese Durchschnittszahl aber findet sich nur bei wenigen Provinzen und Städten. In Hamburg z. B. kamen auf 100 Einwohner 9,66 Unterstützte, den günstigsten Prozentsatz aber hat Schaumburg-Lippe, wo auf 100 Einwohner nur 1,77 Unterstützte kommen.

Für diese Unterstützungen wurden im Jahre 1885 aufgewendet 92,452,517 Mark oder für den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt 1,95 Mark, also fast 2 Mark.

Die großen Städte haben naturgemäß die meisten Armen, die unterstützt werden müssen. In Deutschland zählen Hamburg, Berlin, Breslau, Köln, Königsberg i. Pr., Bremen, Danzig, Straßburg i. E. und Elberfeld die meisten Unterstützungsbedürftigen, nämlich 6 bis 12 Prozent der Einwohner; dann folgen Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, Düsseldorf, Magdeburg, Altona und Barmen mit 5 bis 6 Unterstützten auf das Hundert; und Hannover, Nürnberg und Chemnitz haben nur 3 bis 4 Unterstützte auf 100 Personen der Einwohnerschaft.

Von den deutschen Städten mit mehr als 100,000 Einwohnern wenden für Armenzwecke am meisten auf: Berlin, Hamburg, Dresden, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M., Stuttgart, Bremen, Nürnberg, Danzig, Straßburg i. E., Elberfeld, Altona und Barmen, nämlich 3 bis 7 Mark auf den Kopf der Bevölkerung; Breslau, München, Königsberg i. Pr., Hannover, Düsseldorf und Chemnitz wenden nur 2,50 bis 3 Mark auf den Kopf der Bevölkerung auf, und Magdeburg gar nur 2 Mark.

Man sieht, die Kosten, welche die Armenpflege verursacht, sind ganz riesenhafte, und man vergesse nicht, daß außer dieser öffentlichen Unterstützung noch beständig Almosen gegeben werden, die von sachverständiger Seite auf ungefähr 250,000 Mark im Tage geschätzt worden sind, d. h., es werden mindestens 92 Millionen Mark jährlich durch Privatwohlthätigkeit und in Form von kleinen Almosen an Bettler ausgetheilt, also fast genau so viel, als in Deutschland durch die öffentliche Armenunterstützung jährlich verausgabt wird. 185 bis 190 Millionen werden darnach jährlich aufgewendet für Arme; und trotzdem diese Summe eine kolossale ist, steigt sie noch beständig.

Verpflichtet zu der Armenpflege ist der Staat ganz gewiß. Betrachtet doch die heutige Volkswirthschaftslehre die Armuth gewissermaßen als eine gesellschaftliche Krankheit, welche Gefahr für die Gesammtheit bringt, da sie die Unsittlichkeit und das Verbrechen fördert und den nationalen Wohlstand schädigt. Aus dieser praktischen Erwägung haben auch alle Kulturstaaten ihre Verpflichtung zur Armenpflege anerkannt, bis vor wenigen Jahrzehnten aber scheint man in der Praxis nicht das Richtige getroffen zu haben, und selbst heute versucht man noch immer vergeblich, das große Geheimniß zu lösen, das darin besteht, nur wirklich Bedürftige zu unterstützen.

Ist doch leider anzunehmen, daß von der kolossalen Summe, die allein im deutschen Reiche jährlich für Armenunterstützungen aufgewendet wird, noch nicht die Hälfte an wirkliche Arme und Bedürftige kommt, daß vielmehr ganze Familien von Bettlern erhalten werden und erhalten

werden müssen, welche systematisch faullenzen und ihre Armuth als einziges Gewerbe betreiben. Jeder Landarmenverband hat solche Familien auf dem Halse, die immer und immer wieder betteln gehen, sobald sie aus dem Arbeitshause entlassen sind, und bei denen alle Strafen nichts helfen. Diese Bettlerfamilien verheirathen sich sogar untereinander, bilden geschlossene Genossenschaften und liefern leider die besten Rekruten für das schwere Verbrecherthum.

Vielleicht wäre es durchaus angebracht, auch diesen Schmarotzern gegenüber die Deportation, d. h. die Zwangsansiedelung in überseeischen Kolonien mit gesundem Klima anzuwenden. Es würden die Leute dort zur Arbeit gezwungen werden, sie würden moralisch und sittlich gehoben und zu nützlichen Gliedern des Staates werden, anstatt daß sie jetzt nur Kosten verursachen und schädigend für die allgemeine Sittlichkeit und Sicherheit wirken.

Aber nicht etwa auf dem Lande allein und in den kleinen Orten gibt es solche Bettlerfamilien und „unverschämte Arme", welche, ohne bedürftig zu sein, das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen; gerade in den großen Städten treiben dieselben ihr Wesen und besonders in Berlin wurde z. B. in den ersten Monaten dieses Jahres ermittelt, daß die Familie des arbeitsunfähigen ehemaligen Kaufmanns W. aus nicht weniger als 11 Privatstiftungen Unterstützungen empfing und zwar in Höhe von jährlich 5300 Mark dazu noch Holz und Kohlen. Diese Unterstützung gestattete denn auch der Familie W. ein recht angenehmes Dasein und ermöglichte es dem Manne, innerhalb weniger Jahre über 7000 Mark zu ersparen.

Die Unterstützungen wurden, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Theile nach diesen Ermittelungen zurückgezogen.

Dieser Fall ist jedenfalls verblüffend, aber man irrt sich, wenn man glaubt, er stehe vereinzelt da. Solcher Familien gibt es in Deutschland Hunderte, und Staat und Privatwohlthätigkeit müssen viele Tausende von arbeitsfähigen und gesunden, aber faulen und verkommenen Menschen dauernd erhalten, aus denen sich oft genug die schwersten Verbrecher und gemeingefährlichsten Strolche entwickeln.

Um das Ideal zu erreichen, welches darin besteht, nicht faule Subjekte, sondern wirklich Bedürftige zu unterstützen, hat sich seit dem Jahre 1853 in Deutschland eine Bewegung geltend gemacht, die das sogenannte „Elberfelder System" annahm und darauf ausgeht, die Armuth planmäßig zu bekämpfen und, da sie einmal als soziale Krankheit aufgefaßt wird, auch vollständig pathologisch zu behandeln.

Man hat eingesehen, daß die ungeordnete Privatwohlthätigkeit, z. B. das Almosengeben aus bestem Herzen und reinstem Mitgefühl keinen praktischen Nutzen, sondern vielmehr einen ganz kolossalen Schaden für die Allgemeinheit bringt, denn gerade durch diese von milder Hand gegebenen Gaben wird das unverschämte Bettlerthum großgezogen und erhalten, und leider ist es keine Frage, daß 90 Prozent der Almosen, die man aus Mitleid einem Bettler an der Thür spendet, in unrechte Hände fallen und viel eher dazu dienen, dem Staate Schaden zu bringen, als einem Armen zu helfen.

Einzelne Städte haben sich daher dazu aufgeschwungen,

die Hausbettelei ganz abzuschaffen. Dieselbe ist ja an und für sich durch Verfügungen untersagt, aber Jedermann weiß, daß diese polizeilichen Verfügungen sich nicht aufrecht erhalten lassen, so lange mitleidige Herzen den an ihre Thür Klopfenden Geld spenden. In einzelnen Städten hat sich nun die Einwohnerschaft dazu verpflichtet, überhaupt keine Almosen mehr zu geben, sondern jeden Bettler an eine Centralstelle zu verweisen, von der er eine Unterstützung erhält, nachdem man wenigstens oberflächlich seine Verhältnisse geprüft hat. Dafür zahlt jeder Bürger nach Selbsteinschätzung oder so weit ihn sein gutes Herz und Mitleid veranlaßt, jährlich eine gewisse Summe an die Centralstelle.

Dieses Prinzip hat sich sehr gut bewährt, und zur Zeit befindet sich das System der verständigen Bekämpfung der öffentlichen Armuth in erfreulicher Entwickelung. Durch die Errichtung von Asylen, Rettungshäusern und Arbeitskolonien wird auch viel gethan; auf diesem Gebiete bekannt ist der Pastor v. Bodelschwingh, welcher im Jahre 1881 in Wilhelmsdorf bei Bielefeld die erste „Arbeitskolonie" errichtete, d. h. eine Anstalt, in welcher arbeitswillige Bettler beschäftigt werden. Die Erfolge dieser nach sehr verständigen Prinzipien geleiteten Anstalt sind so großartige, daß man jetzt bereits in den meisten deutschen Provinzen solche Arbeitskolonien angelegt hat. Jedenfalls sind auch die Mittel, die beschafft werden, um Bettlern und Bettlerinnen Arbeit zu geben und sie, wenn sie nicht arbeiten wollen, mit aller Strenge zu verfolgen, am besten geeignet, wenigstens dieser Art von Bettel entgegenzutreten.

Der Leser aber möge sich gesagt sein lassen, daß er am wohlthätigsten dann ist, wenn er nicht auf das Gerathewohl Almosen gibt, sondern sich die Leute sehr wohl ansieht, denen er etwas zukommen lassen will. Wer jungen, gesunden Burschen, welche von Haus zu Haus ziehen, um das Geld zusammenzufechten, das sie in Schnaps vertrinken wollen, ein Almosen gibt, handelt entschieden leichtfertig. Dagegen wird es sich natürlich empfehlen, anständigen Leuten, die in Noth sind, wie z. B. einem reisenden Handwerksburschen, eine Gabe zu Theil werden zu lassen, obgleich bei den heutigen Verkehrsverhältnissen eigentlich auch kein Handwerksbursche mehr nöthig hat, zu „fechten". Wer wohlthätig sein will, beschränke sich darauf, dort zu helfen, wo er von wirklicher Armuth etwas erfahren hat. Ein Vergehen am Staat und dessen Sicherheit aber begeht Derjenige, welcher ohne zu prüfen Almosen austheilt, mit denen er in neun unter zehn Fällen nicht eine Wohlthat erweist, sondern Faulheit und Laster unterstützt und Verbrecher besoldet.

Die Webe- und Baukunst der Spinnen.

Nach den neuesten Beobachtungen geschildert

von

Professor Dr. W. Heß.

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit, als die Götter noch mit den Menschen verkehrten, wurde Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon, von der Göttin Athene in der Kunst des Webens unterrichtet, und die gelehrige Schülerin entwickelte bald eine für eine Sterbliche staunenswerthe Kunstfertigkeit. Als nun gar Nymphen ihre Arbeit bewunderten, forderte sie im Uebermuthe ihre Lehrerin zu einem Wettstreite heraus und fertigte ein Gewebe so zart und fein, so prächtig geziert mit herrlichen Scenerien, daß selbst die Gegnerin im Wettstreit keinen Fehler entdecken konnte. Aber ein Tadel mußte gefunden werden; war das Gewebe untadelhaft, so mußten die eingewebten Schilderungen Veranlassung geben; hatte doch die arme Sterbliche sich erkühnt, die Liebesgeschichten der unsterblichen Götter hineinzuweben. Die darob erzürnte Göttin zerriß das Gewebe und schlug die Künstlerin damit, welche sich aus Schmerz über ihre Niederlage erhing. Zwar gab ihr die Göttin das Leben zurück, aber sie verwandelte sie in eine Spinne. Nach

wie vor webt diese ihre zarten feinen Gewebe, aber die Liebesgeschichten der Götter webt sie nicht wieder hinein.

So erzählt die alte griechische Sage die Entstehung der Spinne. Zwar ist vielen ihrer Nachkommen im Laufe der Jahrtausende die Kunstfertigkeit ganz abhanden gekommen, andere besitzen sie nur noch in geringem Maße, aber einige haben sie noch in großer Vollkommenheit behalten. Ihr eigener Körper erzeugt den Spinnstoff, ihr eigener Körper dient ihnen als Webstuhl.

Die Spinnen haben von jeher eine besondere Anziehungskraft für den Forscher gehabt, unabläßig sind sie beobachtet worden, und es wird die Leser interessiren, über die neuesten Resultate dieser Forschungen unterrichtet zu werden.

Betrachten wir z. B. eine Kreuzspinne. An dem Ende des dicken Hinterleibes finden wir sechs kegelförmige Warzen, die Spinnwarzen, welche beweglich sind, so daß sie sich dicht zusammenlegen und einen dicken, einfachen Faden, oder sich weit ausspreizen können und alsdann viele dünne Fäden hervorbringen. Auf jeder Spinnwarze stehen zahlreiche größere Spinnkegel und kleinere Spinnspulen, welche ebenfalls durch besondere Muskeln bewegt werden können. In welch' bedeutender Anzahl dieselben sich vorfinden, geht daraus hervor, daß nach Dr. Voges auf den beiden vorderen Spinnwarzen je ein Spinnkegel und etwa 70 Spulen, auf den beiden mittleren je drei Spinnkegel und etwa je 150 Spulen und auf den beiden hinteren Warzen je fünf Spinnkegel und etwa 120 Spulen stehen, so daß der ganze Webstuhl oder auch Spinnrocken mit ungefähr 700 Spulen arbeitet.

Die Spinnkegel, sowie die Spulen stehen mit Drüsen in Verbindung, in denen sich eine zähe, klebrige, an der Luft rasch erhärtende Masse befindet, welche durch die Thätigkeit der Leibesmuskeln in die Spinnröhren getrieben wird. Mit den kammartigen Klauen ihrer Füße zieht die Spinne den Faden aus den Spulen, und je nachdem mehr oder weniger Spulen arbeiten, ist der Faden dicker oder dünner. Der Faden einer einzelnen Spule hat ungefähr die Dicke eines $^1/_{1000}$ Millimeters. Diese ungemeine Feinheit ist die Ursache, daß die Spinnfäden industriell bis jetzt nicht haben Verwendung finden können, trotzdem sie große Aehnlichkeit mit den Fäden der Seidenraupe haben. Die Länge eines Fadens, welchen eine Spinne spinnen kann, wird auf eine deutsche Meile geschätzt.

Manche Spinnen benutzen ihr Spinnvermögen nur dazu, eine schützende Hülle für ihre Eier zu verfertigen, denn trotz ihrer Raubgier, die sogar so weit geht, daß vielfach das Weibchen das kleinere Männchen tödtet und verzehrt, ist die Mutterliebe eine hervorragende Eigenschaft der Spinnen. In seiner einfachsten Gestalt ist diese Eierhülle ein meist kugeliger, zuweilen auch abgeplatteter einfacher Sack, welchen die Spinne an ihrem Hinterleibe befestigt und mit sich herumträgt, oder an andere Gegenstände, Blätter, Zweige, Rindenschuppen festspinnt. Zuweilen sind diese Eiersäcke noch mit einem lockeren Gespinnst umhüllt. So baut das Weibchen der Listspinne (Dolomedes mirabilis) ein durchscheinendes, kuppenartiges, nach unten offenes Gespinnst, welches es zur Zeit

der Fortpflanzung bewohnt, um die Eier und später die Jungen zu bewachen. Die Hängespinnen legen ihre Eier in zwei dürre Samenkapseln, schieben dieselben ineinander, und spinnen sie fest, umhüllen sie schließlich mit einem zarten, leichten Gewebe von gelblichweißer Färbung und hängen sie an einen Zweig auf, so daß sie wie zwei große spindelförmige Beutel von diesem niederhängen.

Manche Spinnen verfertigen auf einem zierlichen Stiel aus zusammengedrehten Seidenfäden ein aufrecht stehendes becherförmiges oder ein hängendes glockenförmiges Gespinnst von rein weißer Seide, welches oben durch einen eingesenkten Deckel geschlossen ist und im Innern die Eier enthält. Wenn diese Nester den Winter überdauern sollen, so werden sie noch mit einem Stoffe, welcher die Wärme schlecht leitet, Erde oder Lehm, sorgsam überzogen.

Außer diesen Eiersäcken verfertigen zahlreiche Spinnen jedoch noch eine Wohnung für sich selbst. So vereinigen die Huschspinnen grüne Blätter durch Seidenfäden zu einer eckigen Kapsel, in welcher sie leben. Die Sackspinnen verfertigen sackartige dichte Gewebe in Mauerritzen, zwischen Steinen, unter Baumrinde u. s. w., und die Zellenspinnen an denselben Orten dichte weiße Gespinnströhren.

Doch vielen genügt eine einfache Wohnung nicht; sie verbinden dieselbe mit einem Netze, um ihre Beute zu fangen, oder legen ein solches daneben an. Die Hausspinne sucht sich dazu eine Ecke in menschlichen Wohnungen aus und befestigt an der einen Wand, einige Centimeter vom Scheitel entfernt, einen Faden, läuft durch den Winkel auf die angrenzende Wand, zieht in einer gleichen Entfernung vom

Scheitelpunkte den Faden straff und befestigt ihn. Diesen Hauptfaden als Brücke benützend, zieht sie einen zweiten Faden nach der Ecke zu neben ihn und zieht so Faden auf Faden, bis der Raum zwischen dem ersten und der Ecke ausgefüllt ist. Darauf werden von der Ecke aus Fäden strahlenförmig nach dem ersten Faden, dann kreuz und quer gezogen, so daß ein florartiges, deckenförmig ausgebreitetes, in der Mitte etwas niederhängendes Gewebe entsteht.

Noch künstlicher verfahren die Radspinnen, indem sie ein radförmiges, mehr oder weniger senkrechtes Netz verfertigen, von dessen Mittelpunkt zahlreiche Fäden strahlenförmig nach der Peripherie laufen und durch konzentrische Fäden verbunden werden. Bei der Anlage des Netzes verfahren die Radspinnen ähnlich wie die Hausspinnen. Sie verbinden zwei gegenüberliegende Punkte durch einen Faden, indem sie von dem einen Punkt, den Faden hinter sich herziehend, zum andern laufen. Ist ihnen dies jedoch nicht möglich, so suchen sie den zweiten Punkt auf folgende sinnreiche Weise zu erreichen. Die Spinne läßt sich an einem Faden hinab und beginnt alsdann zu schwingen, bis sie den ersehnten Punkt erfassen kann. Will ihr jedoch auch dies nicht gelingen, so läßt sie sich an zwei Fäden nieder und reißt den einen ab. Der geringste Luftzug weht das freie Ende desselben an einen entfernten Punkt, wo er infolge seiner Klebrigkeit hängen bleibt. Vorsichtig tastend begibt sich die Spinne auf diese schwankende Brücke, zieht, nachdem sie sie überschritten hat, den Faden straff und befestigt ihn sicher. Nachdem auf diese Weise

der Rahmen des Netzes vollendet ist, zieht die Spinne einen Durchmesser, indem sie von dem obersten Punkte sich an einem Faden niederläßt und diesen unten befestigt. Von der Mitte desselben aus zieht sie alsdann die Strahlen, indem sie jedesmal den letzten als Brücke benützt und den neuen seitlich befestigt. Die konzentrischen Fäden vollenden den künstlichen Bau. Schließlich wird noch in der Nähe ein Versteck angelegt, in welches die Spinne sich zurückziehen und der Ruhe pflegen kann, wohin aber vom Netze aus Fäden laufen, so daß die Spinne jede Bewegung desselben sofort wahrzunehmen vermag.

Auch der Wasserbaukunst haben sich einige Spinnen zugewandt. Die Jagdspinne (Dolomedes fimbriata L.) ballt trockene Blätter, welche auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen, zusammen, verbindet sie fest durch Seidenfäden und stellt so ein floßartiges Fahrzeug her, auf dem sie sich von Wind und Wellen umhertreiben läßt. Sobald sie von hier aus eine Beute erspäht hat, stürzt sie blitzschnell darauf los, ergreift sie und schleppt sie auf das Floß, um sie dort gemächlich zu verzehren.

Einen bewunderungswürdigen Kunstbau führt die Wasserspinne (Argyroneta aquatica L.) im Wasser aus. Zu diesem Zwecke kommt sie an die Oberfläche des Wassers, streckt den Hinterleib hervor, breitet die Spinnwarzen aus und schießt dann plötzlich in das Wasser hinunter. Hierdurch nimmt sie außer der den Hinterleib einhüllenden Luftschicht, welche diesen wie eine Quecksilberkugel erscheinen läßt, noch eine bald kleinere, bald größere Luftblase an der Hinterleibsspitze mit hinab. Geschäftig eilt sie dann

nach dem Orte hin, den sie sich zur Wohnung ausersehen hat. Dort angekommen umspinnt sie die Luftblase mit einer halbkugeligen, dichten Schicht von Seidenfäden, die sie sorgfältig mit Firniß überzieht, und hängt sie dann an einem Pflanzenstengel oder einem Blatt auf. Darauf kehrt sie an die Oberfläche des Wassers zurück, um sich eine neue Luftblase zu holen, welche sie mit der schon befestigten vereinigt, was durch die zweckmäßige Vergrößerung des sie haltenden Fadennetzes ermöglicht wird. So fährt das Thierchen in seiner Arbeit fort, immer Luftbläschen holend und mit den vorhandenen vereinigend und sie immer mehr mit einem feinen aber dichten Gewebe von Spinnfäden umspinnend und durch ausgespannte Fäden ringsum befestigend, bis allmählig eine kleine Taucherglocke mit nach unten gekehrter Oeffnung und von der Größe einer Wallnuß entstanden ist.

Hat die Wasserspinne dicht stehende Pflanzen zur Verfügung, so verfährt sie auch wohl in der Weise, daß sie zwischen zwei Pflanzenstengeln ein dichtes, flaches Gewebe spinnt, und Luft unter dasselbe bringt. Je mehr Luft unter dasselbe kommt, desto mehr dehnt es sich glockenförmig aus und die Spinne fährt mit dieser Arbeit so lange fort, bis es die nöthige Größe erlangt hat. Zur Zeit der Fortpflanzung im Frühling und Herbst baut das Männchen seine kleine Wohnung dicht neben diejenige des Weibchens und verbindet beide durch eine Oeffnung oder bedeckte Gallerie.

Dies ist jetzt ihre Wohnung; hierher eilen sie nach glücklich beendetem Jagdzuge, um der Ruhe zu pflegen;

hier suchen sie ihre Zuflucht, wenn ein stärkerer Feind sie verfolgt; hierher schleppen sie ihre Beute, wenn sie gesättigt sind, und hängen sie an Seidenfäden auf, um sie für künftige Zeiten aufzusparen; hier stellen sie ihre Netze, die allerdings nur geringe Ausbeute liefern und die Jagdzüge nicht entbehrlich machen. Indem das Thier von Zeit zu Zeit frische Luft in seine silberglänzende Wohnung bringt, ist es im Stande, lange Zeit darin zuzubringen. Auch zum Winteraufenthalte dient sie ihm, jedoch zieht das Thier hierzu eine leere Schneckenschale vor, deren Oeffnung es durch ein künstliches Gewebe verschließt.

Doch nicht nur in der Luft und im Wasser, auch in der Erde finden wir Spinnenwohnungen. Mit Hilfe ihrer Kiefernfühler und der gezähnten Füße graben die Wolfsspinnen senkrechte Röhren in die Erde. Erber beobachtete die gefürchtete Tarantel bei dieser Arbeit. Nach einigen Tagen waren die Löcher schon 10 Centimeter tief, ohne daß Erde herausgeworfen dalag. Er beobachtete nun in mondheller Nacht, daß die Spinne nach zehn Uhr ihre Arbeit begann, indem sie Erdkörnchen losbrach, die sie nach und nach in eine 1½ Klafter entfernte Vertiefung trug. Mit dieser Arbeit war die Spinne bis zwei Uhr ununterbrochen beschäftigt und legte den Weg wohl zweihundert Mal stets beladen zurück. Das Loch war dadurch 1,25 Centimeter tiefer geworden. Im Hochsommer war das Loch gegen 18 Centimeter tief, und die Spinne bedeutend größer. Die Wände des Lochs waren glatt, das Rohr gleichweit, ging unten aber rechtwinkelig abbiegend noch 7 Centimeter wagerecht weiter und endete in

einer Kammer. In dieser lag der graulichweiß überſponnene Eierſtock. Nur die Weibchen vollführen dieſe kunſtvolle und ſchwierige Arbeit, die kleineren Männchen machen es ſich leichter. Sie benützen einen hohlliegenden Stein oder eine verlaſſene Röhre als Schlupfwinkel.

Aehnlich bauen die Tapezierſpinnen. Ihre Röhren erreichen die gewaltige Länge von 60 Centimeter bei einer Breite von 15 bis 20 Millimeter. Sie ſind mit Seidengewebe dicht austapeziert, erheben ſich ſchlauchförmig über die Erde hervor und laufen an geſchützten Stellen unter Steinen, Gras u. ſ. w. wagerecht auf dem Boden hin. Von einer Art berichtet Moggridge, daß ihr ziemlich tiefer, ſenkrechter, mit blendend weißer, dichter Seide ausgekleideter Gang ſich als Schlauch 80 Millimeter über den Boden erhebt und, unterſtützt von Pflanzen, in einen weiten Trichter verläuft.

Die Fallthürſpinnen verſchließen den Eingang zu ihrer Wohnung durch einen Deckel. Derſelbe zeigt eine beträchtliche Dicke und beſteht aus Erde, welche mit Seidenfäden verwebt iſt. Er iſt oben breiter als unten, ſo daß er die Oeffnung vollkommen verſchließt, und wird von der einen Seite durch ein feſtes Seidengewebe mit dem Rande der Oeffnung, wie eine Thür durch ihre Angel verbunden. An der entgegengeſetzten Seite befindet ſich eine Reihe Löcher, in welche die Spinne ihre Fußkrallen einſchiebt und dadurch im Stande iſt, die Thür zuzuhalten. Dieſe Löcher fehlen übrigens häufig, und die Spinnen ſichern ſich alsdann dadurch, daß ſie ihre Füße in den dichten, ſeidenartigen Ueberzug einhaken. Die Neſter ſind ſchwer

aufzufinden, da die Deckel sehr genau schließen, und ihre Oberfläche sehr oft mit Moos und anderen Pflanzen bedeckt ist.

Außer diesen einfachen Nestformen der Fallthürspinne hat man in neuerer Zeit noch künstlichere gefunden. Dieselben bestehen aus einer Hauptröhre, die gerade oder gewunden nach abwärts gerichtet ist und entweder einfach bleibt oder mit Nebenverzweigungen versehen ist, welche in einem spitzen Winkel nach oben abzweigen und meist blind endigen, zuweilen jedoch auch an der Oberfläche ausmünden. Die äußere Oeffnung der Röhre wird hier durch eine dünne oblatenartige Thür geschlossen. Wenige Centimeter tiefer befindet sich jedoch noch eine zweite, dickere und festere Thür. Bei den verzweigten Nestern hängt dieselbe an der Spitze des Winkels, welchen die beiden Zweige der Röhre mit einander bilden, und die Spinne kann sie nach beiden Seiten bewegen, so daß sie sowohl die Hauptröhre als die Nebenröhre durch diese Thür schließen kann.

Die meisten Fallthürspinnen gehen des Nachts auf Raub aus, indem sie am Eingang ihrer Wohnung den vorbeikommenden Insekten auflauern und sie durch einen geschickten Sprung erhaschen, oder Netze spinnen, in denen sie ihre Beute fangen, wie die Deckelspinne auf der griechischen Insel Tinos, welche Erber genauer beobachtete.

„Bald nach neun Uhr Abends," so erzählt Büchner dessen Beobachtungen, „öffneten sich die Thore; die Spinnen kamen heraus, befestigten die zurückgeschlagenen Thüren durch einige Fäden an umstehende Gräser oder kleine

Steine, spannen dann jede ein Netz von ungefähr 15 Centimeter Länge und 1,25 Centimeter Höhe und kehrten wieder in ihre Wohnung zurück.

Ich hatte meine Stellung so gewählt, daß ich drei dieser Spinnen zu gleicher Zeit beobachten konnte. Bald hatten sich einige Nachtkäfer in den ausgespannten Netzen gefangen, welche von den Spinnen sofort ergriffen wurden. Diese sogen ihnen die Säfte aus und schleppten die todten Körper einige Fuß weit von ihren Höhlen fort.

Anderen Tages besuchte ich den Platz wieder und bemerkte, daß die während der Nacht aufgestellten Netze vollständig entfernt worden waren. Auch stand die Thür des Nestes einer der drei beobachteten Spinnen, welche ich während der Nacht eingefangen hatte, offen, und ich konnte deutlich die mit Thautropfen verzierten Spinnfäden erkennen, mit welchen dieselbe befestigt war."

So zeigen selbst die verachteten und von den meisten Menschen gehaßten Spinnen eine erstaunliche Kunstfertigkeit und eine entschiedene Ueberlegung in Verfolgung ihrer Zwecke, und lehren uns, daß wir in den Werken der Natur auf Schritt und Tritt eine Fülle der bewunderungswürdigsten Thatsachen wahrnehmen können, wenn wir nur die Augen offen halten und sie aufzufinden verstehen.

Historische Grobheiten.

Eine Plauderei

von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Die Grobheit ist so alt wie die Welt, aber erst an Bord des berühmten „Narrenschiffes", welches der ehrsame Herr Sebastian Brant, einer der Räthe Ihrer kaiserlich deutschen Majestät Maximilian I., gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Straßburg in Gestalt eines Buches vom Stapel ließ, finden wir unter anderem Ballast auch den wunderlichen Gesellen Sankt Grobian.

Obwohl von der Wahrheit abstammend und in deren Dienste seit jeher wirkend, wird Sankt Grobian von Brant doch ausdrücklich als ein neuer Patron bezeichnet. Es muß somit angenommen werden, daß man ihn, der später, in dem sattsam bekannten „Bengel", einem noch 1592 im Wiener Prater wirksam gewesenen, durch besonders eifrige Verehrung Grobian's hervorragenden kaiserlichen Forstaufseher, sowie dem „Flegel", „Lippel" und „Lümmel" würdige Genossen finden sollte, erst im Zeitalter der Entdeckung Amerika's aus dem Dunkel des Begriffes erhob, aus einer blos juristischen zu einer moralischen Person,

zum Ideal Derjenigen machte, welche die Zunge als Wehr und Fuchtel weidlich nützen.

Dies iſt, wie ſchon geſagt, zu allen Zeiten geſchehen. Kain wagte es, dem Schöpfer, der ihn nach Abel's Verbleib fragte, grob zu erwiedern — der gewaltige Zeus wurde ebenſogut wie die geſammten olympiſchen Götter unzählige Male mit Grobheiten aller Art überſchüttet, kurz, nichts war gefeit vor dem Stachel der Rede, und ſo arg trieben es die Sterblichen, daß ſich einer der ſieben Weiſen Griechenlands, Chilo von Sparta, bemüßigt ſah, ihnen den Rath zu ertheilen, Beleidigungen gelaſſen zu ertragen.

Aber gute Rathſchläge haben meiſt das Schickſal, nicht befolgt zu werden, und Grobheiten die Eigenſchaft der böſen That, nämlich fortzeugend zu wirken.

So war König Philipp von Makedonien außer ſich, als ihn Demoſthenes, ſeiner Trunkſucht wegen, mit einem Schwamme verglich. Er ſchimpfte, hielt dem berühmten Redner ſelbſt körperliche Gebrechen vor. Dieſer antwortete ſcharf und ſchärfer in einer als „Philippika" typiſch gewordenen geharniſchten Weiſe. Alexander der Große wieder ſchleuderte einem Höflinge, der ſeinem Vater, dem eben genannten Philipp, gelegentlich deſſen zweiter Vermählung einen rechtmäßigen Thronerben wünſchte, einen Becher an den Kopf, worauf der König ſogleich das Schwert zog, um den Sohn zu züchtigen. Allein des Weines voll, fiel er unter den Tiſch, und das war's, was Alexander zu der höhniſchen Bemerkung veranlaßte: „Da ſeht den Mann! Aſien will er erobern und kann nicht einmal von einem Tiſche zum anderen gelangen."

Auch Peter der Große war dem Weine und noch mehr dem Branntweine hold, und schritt unter dessen Einflusse gar oft zu Thaten, die er später aufrichtig bereute. Und als er einmal im Rausche seinen Freund und Liebling Lefort am Leben bedrohte, und dieser ihm das Schwert entwand, that sich der Zar selbst eine Grobheit an, indem er ausrief: „Rußland kann ich beherrschen, mich nicht!"

Sully wieder zerriß das Heirathsversprechen, welches der nachmals von Ravaillac ermordete König Heinrich IV. seiner Geliebten, dem Fräulein Henriette d'Entragues, ertheilte, und antwortete auf des Herrschers Frage: „Bist Du ein Narr?" mit den Worten: „Ja, und wollte Gott, daß ich der einzige in Frankreich wäre." — Ein anderer Minister, Graf Rostoptschin, sagte Aehnliches dem Zaren Paul, als es sich um den Abschluß einer von diesem gewünschten Allianz mit Napoleon I. handelte, möglicher Weise sogar daran erinnernd, daß Friedrich der Große einmal, als gelegentlich einer Balletvorstellung im königlichen Schauspielhause zu Berlin der Vorhang nicht tief genug sank, um die Beine der auf der Bühne befindlichen Personen den Blicken der Anwesenden zu entziehen, dem englischen Gesandten bemerkte, das Bild, das man soeben gesehen, mahne an die französische Regierung unter dem unfähigen Ludwig XV.: lauter Beine und kein einziger Kopf.

Dem Engländer, dessen Vaterland damals mit Frankreich im Kriege lag, war dies recht, und dem Gesandten Frankreichs hätte es ebenfalls recht sein müssen, wenn er der Angesprochene gewesen wäre, denn die Stellung eines Gesandten war auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts noch eine sehr schwierige. Meist als Kundschafter betrachtet, mußte er froh sein, wenn man sich ihm gegenüber blos mit groben Worten begnügte, denn so mancher Berufsgenosse war schon mit Schimpf und Schande über die Grenze gebracht oder gar in den Kerker geworfen worden, weil er den Willen seines Herrn nachdrücklich vertrat.

„Gesandte aus dem Christenhundestalle" nannte Sultan Soliman die Gesandten der abendländischen Mächte, und: „Du elender Hund", schrie Zar Iwan der Schreckliche (1534—1584) von Rußland den Freiherrn Hans v. Cobenzl an, der 1576 in wichtiger Mission am Moskauer Hofe erschien, „seit wann spricht man mit mir bedeckten Hauptes? Weißt Du nicht, daß ich vor wenigen Wochen dem polnischen Gesandten, der sich die gleiche Frechheit erlaubte, das Barett an den Kopf nageln ließ?"

Aber der wackere Deutsche fürchtete sich nicht, sondern erwiederte ruhig, für's Erste sei er kein Hund, für's Zweite jedoch der Gesandte des mächtigen deutschen Kaisers Maximilian II., daher der Zar annehmen müsse, sein Herr selbst spräche mit ihm, ein Herr, der den Hut erst dann abnehmen würde, wenn man ihm mit gutem Beispiele vorangegangen wäre. Und was den Polen betreffe, so sei dessen Schicksal ihm — dem Freiherrn — genau bekannt. Doch stimme es ihn weder mitleidig noch furchtsam, sondern verächtlich, denn der Mann müsse kein Schwert an der Seite getragen haben, so wie er, der Freiherr Hans v. Cobenzl. Dabei schlug er kräftig an sein Wehrgehänge und zeigte im Verlaufe der Unterredung so viel Muth und

Selbstbewußtsein, daß ihn der Zar voll Hochachtung entließ. —

Ein deutscher Kaiser, Karl IV., ließ sich gelegentlich eines Empfanges der wegen einer Grenzverletzung Beschwerde führenden Gesandten des Ungarkönigs Ludwig des Großen in der Hitze sogar einige des Königs Mutter treffende Grobheiten zu Schulden kommen, Grobheiten, die alsbald mit einer Kriegserklärung beantwortet, und erst nach dem für den Beleidiger unglücklich geendeten Kampfe auf dem Fürstenkongresse zu Brünn unter Ausdrücken des Bedauerns zurückgenommen wurden. Dies in Betracht gezogen, muß man König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bewundern, denn als er in den fünfziger Jahren hörte, Zar Nikolaus habe mit Bezug auf ihn dem Gesandten Vitzthum gegenüber geäußert: „Der weiß nicht, was er will, das ist kein König, der verpfuscht unser Handwerk," da schritt er nicht zum Kriege, sondern ertrug diese Grobheit ebenso ruhig, wie Kaiser Rudolf I. den Beinamen eines „Bettelkönigs". Auch Karl V. blieb, im Kloster San-Juste lebend, gelassen, als ihn ein Ordensbruder einmal anschrie: „Kannst Du nicht damit zufrieden sein, die Welt auf den Kopf gestellt zu haben, mußt Du auch noch die Ruhe des armen Klosters stören?"

Daß Grobheiten auch sinnreich sein können, hat ein Wiener Bürger im Jahre 1809 während der französischen Invasion bewiesen, indem er gelegentlich der aus Anlaß des Geburtstages Napoleon's I. anbefohlenen Illumination an seinem Hause ein Transparent anbrachte, aus dessen: „Zur Weihe An Napoleon's Geburtstag" lautenden In-

schrift sich bei Zusammenstellung der auffallend großen Anfangsbuchstaben das Wort: „Zwang" — ergab.

Uebrigens kann auch der süßeste Gesang eine Grobheit sein. Zar Alexander I. hat es erfahren, als er, 1822 zum Fürstenkongresse nach Verona gekommen, die berühmte Sängerin Catalani zur Verherrlichung einer von ihm veranstalteten Soirée auserkor. Die Diva ließ wegen Heiserkeit im letzten Momente absagen, sang aber aus Rache dafür, daß sie einige Monate früher am Hofe von Petersburg angeblich grob behandelt worden war, mehrere Lieder zum offenen Fenster ihrer Wohnung hinaus. Die glockenhelle Stimme der Nachtigall lockte viel Volk herbei, und dieses genoß umsonst, was zwei Kaisern und einigen Königen versagt wurde. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße. Die Sängerin wurde ausgewiesen. Einem Sänger wäre es höchstwahrscheinlich noch schlechter, vielleicht so wie dem Tenor Guadagni ergangen, der einer ähnlichen Grobheit wegen zu Parma in den Kerker geworfen wurde und dort dem Henker ein Konzert geben mußte. Dem berühmten Sopranisten Caffarelli erging es zu Rom noch schlimmer; er wurde von den Dienern des Kardinals Albani, dessen Gesellschaft er aus bloßer Laune um den verheißenen Ohrenschmaus bringen wollte, im Schlafrock in den Konzertsaal gebracht, zum Singen gezwungen und sodann für seine Kunst mit Gold belohnt, für seine Grobheit jedoch mit Peitschenhieben gezüchtigt.

Hiermit wären wir bei den „schlagenden Beweisen" der Grobheit angelangt und müssen vor Allem des Herzogs Ulrich von Württemberg erwähnen, der seine Gemahlin

deshalb, weil sie sogleich nach seiner fingirten Abreise einen Ball veranstaltete, auf demselben während des Tanzens „die Sporen fühlen ließ". — Ist es nun möglich, daß der Biograph, welcher dieses Vorfalles erwähnt, dem in mancher Beziehung unglücklichen und wiederholt grob behandelten Fürsten Unrecht thut, so hallt dagegen die kräftige Ohrfeige durch die Geschichte, welche der unglückliche Don Carlos, Infant von Spanien, dem Don Juan d'Austria, dem natürlichen Sohne Karl's V., aus dem Grunde applicirte, weil derselbe behauptet hatte, einen besseren Vater zu haben, als Jener.

Die nächsten zwei Ohrfeigen-Geschichten spielen in Schweden. Gustav Adolph gab dem Obersten eines Reiterregimentes, Skaton, gelegentlich einer Parade vor der Front eine „Maulschelle", woraufhin der also Behandelte sein Pferd herumwarf und nach der norwegischen Grenze jagte. Der alsbald zur Einsicht seines Fehlers gelangte König folgte ihm. Nahe der Grenze wurde der Flüchtling, ein tapferer Soldat, eingeholt. „Ich weiß," sprach Gustav Adolph, „daß ich Euch tödtlich verletzt habe und Genugthuung schuldig bin." Und er schlug dem Obersten einen Zweikampf vor. Gerührt weigerte sich Skaton auf den Handel einzugehen und kehrte, mit seinem Könige versöhnt, nach Stockholm zurück.

Karl XII. dagegen erhielt eine Ohrfeige von schöner Hand, nämlich von einem Hoffräulein, dem er einen Kuß rauben wollte. An der mehrfach aufgestellten Behauptung, daß die Abneigung, welche dieser König dem weiblichen Geschlechte entgegenbrachte, auf diesen Umstand zurückzu-

führen ſei, wollen wir nicht rütteln, wohl aber anführen, daß Karl's Gegner und Beſieger, Peter der Große, weniger empfindlich war. Er heirathete das Mädchen von Marienburg, Katharina, trotzdem deſſen Hand mit ſeiner Backe in unſanfte Berührung gekommen war. Ganz in dieſelbe Lage kam Viktor Emanuel einem „Mädchen aus dem Volke", der nachmaligen Gräfin Mirafiori gegenüber, und ſein Geſandter am franzöſiſchen Hofe, Nigra, verſetzte am 3. September 1870 jenem Gamin eine derbe Ohrfeige, welcher in der dichtvermummten, von ihm aus den Tuilerien geleiteten Dame die Kaiſerin Eugenie erkennen wollte.

Wie oft die Ohrfeige in der Geſchichte noch vorkommt, läßt ſich leider nicht konſtatiren, denn Viele ſteckten ſie ſchweigend ein. Und ſo wiſſen wir nur, daß ſie öfter, als man glauben ſollte, den letzten Ausdruck der Grobheit gebildet und in neueſter Zeit durch verſchiedene franzöſiſche Deputirte ſogar die Parlamentsfähigkeit erlangt hat. Warum auch nicht? In Lithauen iſt ſie ja ſogar ein unerläßlicher Hochzeitsbrauch.

Knapp vor der Trauung nähert ſich dort die Mutter der Braut, um ihr vor allen Leuten einen tüchtigen Backenſtreich deshalb zu geben, damit ſie ſpäter, falls die Ehe nicht glücklich ausfällt, als Scheidungsgrund geltend machen kann, daß ſie durch Mißhandlungen gezwungen worden ſei, die Ehe einzugehen. Welch' löbliche Vorſicht! Wir wollen hoffen, daß ſie meiſt übertrieben iſt und kommen nun auf den Mann zu ſprechen, deſſen Namen man in dieſer Skizze bereits vermißt haben wird, auf den berühmten Reformator Martin Luther, der nicht nur ein ſehr be-

rühmter Mann, sondern auch einer der gröbsten Menschen aller Zeiten gewesen ist. Was er zumal in dem öffentlich und mit dem Aufwande kolossalster Grobheit geführten Streite zwischen dem Herzoge Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel und den beiden Häuptern des schmalkaldischen Bundes, Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, als Sekundant der Letzteren, an urwüchsiger Derbheit geleistet hat, das zu erörtern ist hier nicht der Platz, denn es steht in seinem Buche „Wider Hans Wurst" verzeichnet, wohl aber muß daran erinnert werden, daß er sich nicht scheute, selbst dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. — Etwa 120 Jahre später flog ein gleiches Ding zu Frankfurt a. M. bei den Verhandlungen über die Kaiserwahl dem bayerischen Gesandten an den Kopf. Der Schleuderer war diesmal der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Sohn des Winterkönigs, und er selbst schreibt über diesen Vorfall seiner zur Linken angetrauten, von der rechtsseitigen Gemahlin einmal sogar mit der Pistole bedrohten, Frau Luise v. Degenfeld, es habe den Gesandten die Tinte zwar etwas beschmutzt, aber nicht so, wie er es seiner Grobheit wegen verdiente. Die Sendboten von Trier, die neben dem Bayern saßen, wurden unschuldigerweise auch einigermaßen „beschmutzt", aber der Kurfürst beeilte sich, die Tinte mit dem beliebten Bacheracher Weine abzuwaschen, d. h. er lud die Herren zu einem Zechgelage ein, wobei es sehr lustig zugegangen sein soll. Nicht so lustig war das Nachspiel dieser Angelegenheit, denn es kostete Mühe genug, Bayerns kriegerischen Muth zu dämpfen.

Ganz abgesehen davon, daß Kaiserin Maria Theresia eine Urkunde, die sie nicht unterschreiben wollte, mit Tinte begoß, finden wir des „Tintenfasses" in der Weltgeschichte noch einmal Erwähnung gethan. Und zwar spielt es diesmal eine ziemlich passive Rolle, denn es tanzte blos und spritzte ein wenig auf, als der österreichische Feldzeugmeister Duka während eines 1813 zu Freiburg im Breisgau in Gegenwart des Kaisers Franz abgehaltenen Kriegsrathes, nicht mehr im Stande, den für das Ueberschreiten des Rheines vorgebrachten Gründen des nachmaligen Feldmarschalls Grafen Radetzky etwas entgegen zu setzen, auf's Höchste ergrimmt mit der Faust auf den Tisch schlug, schreiend: „In drei Teufels Namen, wollen Sie gescheidter sein, als der Prinz Eugen?"

„Nein, denn dieser wäre schon längst über den Rhein!" erwiederte Radetzky, und der Kaiser war mit ihm so sehr einverstanden, daß der Vormarsch der Verbündeten noch am selben Tage begann.

Feldzeugmeister Duka aber fiel wegen jenes Schlages auf den Tisch nicht in Ungnade, ein Beweis, daß auch gekrönte Häupter eine kräftige Meinungsäußerung gelten lassen.

Das wußte unter anderen Diplomaten auch der englische Premier Lord Palmerston und deshalb beobachtete er immer dann, wenn er mit seinem Freunde Napoleon III. unzufrieden war, folgendes Verfahren. Dem Gesandten des Letzteren gegenüber äußerte er seine Ansichten über diesen rein menschlich, mit den ärgsten Schimpfwörtern, kurz mit Majestätsbeleidigungen förmlich gespickt; in den

Noten an den Machthaber an der Seine aber sagte er ganz dasselbe in jener feinen Weise, deren sich, um ein volksthümliches Beispiel zu wählen, der Mann bediente, welcher den ihm auf der Seele brennenden, seinen Nächsten zugedachten, aber aus Furcht vor der unausbleiblichen Geldbuße lange unterdrückten „Esel" endlich als „geöhrten" Herrn losließ.

Es wäre noch gar viel von der Grobheit zu sagen, allein da wir durchaus keinen Leitfaden für Grobiane schreiben wollen, so schließen wir, unsere verehrten Leser auf die Werke Pater Abraham's a Santa Clara verweisend. In denselben werden sie wahre Perlen der Grobheit finden und zu der Einsicht gelangen, auch sie sei eine „gute Gabe Gottes".

Mannigfaltiges.

Ein Schiller Nahestehender. — Der alte königliche Theaterdiener Seeger, das Faktotum der Regie, der unentbehrliche Vermittler zwischen der Berliner Intendanz und dem leicht erregbaren Theatervölkchen, hat länger als 25 Jahre seinem Posten vorgestanden, den er unter dem berühmten Iffland angetreten. Ursprünglich war er Barbier und später Kammerdiener des bekannten Geheimraths Hufeland gewesen, durch dessen Empfehlung er seine Stelle am Theater erhalten hatte. Mit einem früheren Herrn war Seeger aus Weimar nach Berlin gekommen, er kannte daher alle Koryphäen der deutschen Literatur, auch Goethe und Schiller, besonders den Letzteren, mit dem er, wie wir später ersehen werden, sogar in naher Berührung gestanden hat. Durch die lange Dienstzeit am Berliner Hoftheater war er in den innersten Geschäftsgang desselben eingeweiht und mit allen Verhältnissen vertraut. Er kannte sowohl die kleinen Schwächen der Direktion, wie auch der Künstler. Sein Alter und seine Erfahrungen gaben ihm ein gewisses Ansehen in der Theaterwelt, weshalb die Ansicht des alten Theaterdieners mehr als einmal befragt und sein praktisches Urtheil häufig berücksichtigt wurde. Besser als der Theaterarzt verstand er die verschiedenen Krankheiten der Schauspieler und Schauspielerinnen zu behandeln, und die im vertraulichen Tone mitgetheilte Nachricht, daß er beauftragt sei, die Rolle, welche der Patient oder die Patientin nicht konnte, oder aus Neid nicht spielen wollte, seinem Rivalen

reſpektive ihrer Rivalin zu überbringen, heilte die gefährlichſten Leiden in wenigen Augenblicken. — Gern erzählte der alte Theaterdiener ſeine verſchiedenen intereſſanten Erlebniſſe und Abenteuer mit berühmten Künſtlern und großen Männern.

Eines Tages, als gerade in ſeiner Geſellſchaft von Schiller die Rede war, lächelte er in ſeiner eigenthümlichen Weiſe, worauf er, wie gewöhnlich, aufgefordert wurde, ſeine Erinnerungen zum Beſten zu geben.

„Sie haben Schiller perſönlich gekannt?“ fragte ihn einer der Anweſenden.

„Das will ich meinen,“ entgegnete der alte Seeger in ſeiner ſtotternden Weiſe. „Ich habe ihn faſt täglich geſehen und geſprochen.“

„Da hat er Ihnen gewiß viel Intereſſantes mitgetheilt,“ bemerkte ein Schauſpieler ironiſch.

„Je nachdem er aufgelegt war. Er war ein ſehr guter Herr und gar nicht ſtolz, wenn man nur den rechten Ton zu treffen wußte. Wir haben immer gut miteinander geſtanden, und als ich fortging, da hat er mir noch zwei Thaler geſchenkt und geſagt: ‚Seeger! Es thut mir ſehr leid, daß ich Ihn verliere. So gut wie Er verſteht es Keiner.‘“

„Und erinnern Sie ſich gar nicht mehr, was er ſonſt in Ihrer Gegenwart geſprochen hat?“

„Doch! Einmal hielt er die Zeitung gerade in der Hand, als ich zu ihm kam. Da ſtand die Nachricht, daß der Herzog von Württemberg geſtorben ſei. Er ſchien gerührt und erzählte von dem ſtrengen Herrn, der ihm verboten hatte, Theaterſtücke zu ſchreiben, und wie er (Schiller) deshalb fortgelaufen ſei. ‚Nun liegt der Herzog,‘ ſagte der Herr v. Schiller zu mir, ‚in ſeinem Grabe und ich bin doch ein Dichter geworden, obgleich er durchaus einen Regimentschirurgen aus mir machen wollte.‘ — Auch von ſeinen Eltern ſprach er bei dieſer Gelegenheit mit mir und

von dem Leben in Schwaben, wie das doch ganz anders sei, als bei uns in Sachsen. So redete er vielerlei, aber von der Hauptsache, die ich am liebsten gehört hätte, kein Sterbenswort."

„Was für eine Hauptsache?"

„Na!" entgegnete der alte Seger mit einem schelmischen Lächeln. „Ich meine die Laura; von der Laura hat er mir nichts gesagt, obschon er sie so viel besungen hat."

Als Alle lachten, lachte der gutmüthige Theaterdiener am lautesten mit, erfreut über seinen halb einfältigen, halb schalkhaften Witz.

„Aber wie kamen Sie denn," fragte wieder der Schauspieler nach einer Pause, „so häufig mit Schiller zusammen? Nach Ihren Aeußerungen müssen Sie ihm doch sehr nahe gestanden haben."

„So nahe, wie Sie sich kaum denken können," scherzte der alte Seeger. „Ich durfte mir die größten Freiheiten mit ihm erlauben. Mehr als hundertmal habe ich ihm an die Nase gefaßt."

„Ach! Sie wollen sich über uns lustig machen und sind auf Ihre alten Tage ein Aufschneider geworden," entgegnete man ihm.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," erwiederte der Theaterdiener, „daß ich Schiller's Nase in meiner Hand gehabt habe, und es war noch dazu eine respektable Nase."

„Machen Sie keinen Unsinn!"

„Und doch rede ich nur die Wahrheit und ich kann jeden Tag darauf einen Eid ablegen."

„Aber wie ist denn das möglich?"

„Ganz einfach. Ich habe Schiller rasirt, als ich noch in Weimar sein Barbier war." —dn—

Brandbriefe. — Die deutsche Schrift- und Umgangssprache kennt heute noch den Ausdruck „einen Brandbrief schreiben".

Man bezeichnet damit einen Brief, der eine dringende Mahnung, vor Allem eine Bitte um Geld enthält, und der Student z. B., der von seinem Vater dringend eine ausnahmsweise Sendung von Geld verlangt, spricht von dem „Brandbrief", den er nach Hause geschrieben. So harmlos wie heute war indeß die Bedeutung des Wortes früher nicht, es knüpft sich vielmehr ein Stück Kultur- und Kriminalgeschichte an dasselbe.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Brandbrief bezeichnete einen Brief, welcher an Abgebrannte gegeben wurde, und auf Grund dessen sie, milde Gaben heischend, durch das Land zogen. Schon das Mittelalter kennt diesen Gebrauch, und es wurden „Brandbriefe" nicht nur an einzelne Individuen, sondern auch an ganze Gemeinden und Körperschaften ausgetheilt, und ein ganz besonders schönes Beispiel von einem solchen Brandbriefe liefern uns die folgenden Zeilen, welche der Chronik der Stadt Lübbenau in der Niederlausitz entnommen sind, und deren Inhalt für sich selbst spricht. Der Brief lautet, wie folgt:

„Durchlauchtigste, Durchlauchtige, Hoch undt wohlgeborne, Gestrenge, veste, Hochgelarte, Hoch und Wohlweise Herren! Mittels anerbietung meiner Respective unterthänigsten, unterthänigen, gehorsamen, auch stets willigen und gefließenen Diensten an alle fromme christliche Herzen, weß Standes undt Würdens Sie seien, Ich erheischtermaßen nicht verhalten, Welcher gestaldt der allerhöchste Gott mei Städtlein Lübbenav an der Sprev in Markgrafenthumb Niederlausitz gelegen, mit seinen unerforschlichen Gerichtenn, der Feverbrunst, unterschiedlich heimgesuchet hat, In dem vor Jahren nicht allein des hiesigen damaligen Diaconi wohnhaus, sondern auch die Pfarrei und Schulle, sambt vielen Bürgerhäusern im Fever aufgegangen sindt. Alß nun diese Häuser kaum wieder durch Vorschub des Kirchenspiels, auch Kirchen-Aerary seint aufgerichtet worden, ist wieder ein Fever außgebrochen, dadurch dann abermal die Pfarrei, Diaconey und

Schulle in die Aſche verfallen iſt. Hierauf, alß dieſe noch alſo liegen, ſchlägt der Donner mit einem erſchrecklichen, und dieſerorts unerhörtenn ungewitter in den wohlerbauten Glocken Thurm, dadurch er und die gutte Glocken gänzlich ſeint zerſtäubert worden, alſo, daß man von der in der Erde verfloßenen Glockenſpeiſe gar ein weniges herausbekommen hatt: Ob nun woll hierauff gedacht worden, wie der Geiſtlichen Häuſer ſambt dem Thurm und Glocken wieder möchten aufgerichtet werden, ſo iſt doch bald darauf der große undt weltkundiger Kriegsunruhe eingefallenn, dadurch daß Kirchenſpiel durch ſtete und viele Plünderung und auch daß Städtlein durch ſchwere einquartirung auch dermaßen enerviret und erſchöpfet worden, daß keine möglichkeit ſich faſt bisher hatt wollenn finden, alle die gefallenen Häuſer der Geiſtlichen undt den Glockenthurm wieder zu ſchaffenn.

Gelanget demnach an jede, weß Standes, Ehren ſie ſindt, mein Respective unterthänigſtes, unterthäniges, dienſt- auch freundliches undt geneigtes Bitten, Sie wollen ſolchen meinen wahren gezeugniß Glauben zuſtellen undt zu baldiger Erbavung der Pfarrei, Diaconey und Schulle, wie auch des gänzlich niederliegenden Thurmes und erneuerung der Glocken vor der Kirchen, wo ſonſt ein chriſtliches Almoſen zu erhalten iſt, ſammeln zu laſſen; vorgenannter Maßen ich dann zu dem Ende zwei auß meinem Städtlein Lübbenav geſchworene, und zu dieſer Beyſteuer außerſandte Bürger abgefertigt habe, mit der Freywilligkeit, gläubigen Chriſten geträulich anzugehen und dieſelben die bekommenden Almoſen auch verzeichnen zu laſſen: — Was nun ein Jeder zur Ehre Gottes anwenden wirdt, daß wirdt Chriſtuß als ein Vergälter alles Guthen, der auch ein Trank kaltes Waßers, ſo in ſeinem Nahmen und ihm zu lieb dargereichet wirdt, nicht will unbelohnet laſſen, mit zeitlichen Segens undt ewiger Seligkeit in Gnaden erſetzen. — Und ich bin es gegen einen Jeden in alle Begebenheit zu erwiedern jederzeit erböthig.

Gegeben Lübbenau am Tage Philippi Jacobi. Anno Tausend Sechs Hundert sechs undt funffzigt.

Churfürstl. Durchlauchtigt zu Sachsen verordneter Landrichter des Markgrafenthumb Niederlausitz, Johann Siegesmundt Graff zu Lynar."

Da es im Mittelalter eine außerordentliche Anzahl von Bettlern, und zwar betrügerischen Bettlern gab, so ist es ganz selbstverständlich, daß auch die „Brandbriefe" von den Vaganten ausgenutzt wurden, und insbesondere nach dem dreißigjährigen Kriege zogen Tausende von Bettlern in Deutschland und den Nachbarländern umher, welche gefälschte „Brandbriefe" aufwiesen und um Unterstützungen zur Wiederbeschaffung ihres angeblich im Kriege verloren gegangenen Eigenthums baten. Ja, dieser Betrug hat sich durch die Jahrhunderte noch bis heute erhalten. Noch heute kommen betrügerische Bettler, welche uns „Brandbriefe" vorzeigen, d. h. Bescheinigungen ihrer Ortsbehörden, nach denen sie berechtigt seien, für ganze Gemeinden und für sich selbst persönlich zu sammeln, und wenn auch die deutschen Behörden nicht mehr solche Brandbriefe ausstellen, so thun dies doch noch die ungarischen, die polnischen u. s. w., so daß durch diese schwindelhaften Bettler das Wort „Brandbrief" in einigen Mißkredit gekommen ist.

Eine andere, fürchterliche Bedeutung bekam aber das Wort „Brandbrief" vor einigen Jahrhunderten dadurch, daß einzelne Verbrecher oder ganze Banden Briefe an Privatpersonen oder Ortschaften schrieben, in denen sie drohten, Häuser oder ganze Dorfschaften und Städte anzustecken, wenn ihnen nicht eine bestimmte Geldsumme gezahlt würde. Man kann annehmen, daß diese Art Brandbriefe ebenfalls bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückzuführen ist, daß in ihnen sich noch ein Stück von dem Fehderecht des Mittelalters findet, indem der Verbrecher gewissermaßen seinem Gegner Feindschaft und Zerstörung ansagt, sich aber nicht abgeneigt zeigt, gegen eine Ent-

schädigung von seinem verbrecherischen Vorhaben zu lassen. Nicht nur die Bauart der Dörfer, sondern auch der Städte in Deutschland war noch vor hundert Jahren so feuergefährlich, daß eine Feuersbrunst jedesmal unendliches Unglück für die Bewohner brachte, um so mehr, als man einestheils noch keine ordentlichen Feuerversicherungsanstalten hatte, anderntheils die Bewohnerschaft von diesem wohlthätigen Institut noch keinen Gebrauch machte. So verfehlte denn nicht die Drohung, „Einem den rothen Hahn auf's Dach zu setzen", zu den fürchterlichsten zu gehören, die es gab, und willig zahlten ganze Städte und Dörfer an kühne Verbrecher Abstandsgelder, welche sie in Brandbriefen gefordert hatten. Gewöhnlich wurden diese Brandbriefe bei Nacht vor dem Rathhause oder vor dem Hause einer Standesperson niedergelegt und in denselben gedroht, innerhalb 24 oder 48 Stunden die Stadt — wie es zumeist hieß — an allen vier Ecken anzuzünden, wenn nicht eine bestimmte Summe Geldes bis zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Orte niedergelegt würde. Gewöhnlich schloß der Brief mit der Drohung, daß, wenn das Geld nicht gezahlt oder ein Versuch gemacht würde, den Absender des Briefes zu ermitteln und festzunehmen, die Brandstiftung dennoch ausgeführt werden würde. Die Chroniken der meisten Städte erzählen uns von solchen Briefen, erzählen uns auch, daß gewöhnlich die Bürger seufzend aus dem Stadtsäckel das Geld nahmen und durch eine Vertrauensperson an den von dem Mordbrenner gewünschten Ort niederlegten, und daß es kaum Jemand wagte, den Mordbrennern zu Leibe zu gehen, die wahrscheinlich oft nur aus einem einzigen unverschämten Subjekt bestanden, welches sich durch diesen Brandbrief einen Vortheil verschaffte.

Geradezu unglaublich war die Frechheit einer Mordbrennerbande, welche sich am Ende des vorigen Jahrhunderts am Rhein zeigte und durch ihre gewaltthätigen Angriffe und Brandstiftungen

so kolossales Entsetzen in jenen Gegenden erregte, daß sie es wagen durfte, Abgeordnete in Person in einzelne Städte, wie z. B. Mülheim an der Ruhr, zu senden, in denen dieselben mit dem Bürgermeister und den Stadträthen wegen der Abfindungssumme zu berathen hatten, die gezahlt werden mußte, um die Stadt vor der Brandstiftung zu bewahren. Die Furcht vor diesen Räuberbanden, welche sich in den französischen Revolutionskriegen gebildet hatten, war so groß, daß man es nicht wagte, diese Abgesandten festzuhalten oder einzusperren, sondern sie wie geheiligte Personen behandelte. Erst die Einführung der Gendarmerie unter der Napoleon'schen Herrschaft machte diesen Mordbrennerbanden ein Ende, welche aber sofort wieder auftauchten, als nach der Besiegung der Franzosen und deren Vertreibung für einige Zeit wenigstens ungeordnete Zustände eintraten.

Noch eine dritte Bedeutung hat der „Brandbrief", und zwar wiederum eine kriminalistische, indem er so viel wie „Erpressungsbrief" bedeutet, den ein Verbrecher dem anderen schreibt. Es herrscht im Verbrecherthum die Sitte, daß derjenige Verbrecher, der von einem Verbrechen Kunde bekommt, von dem, der das Verbrechen verübt hat, einen gewissen Antheil an der Beute verlangt. Dieser Antheil wird stets unter Drohungen gefordert, und in der Verbrecherwelt nennt man dieses Drohen mit der Anzeige bei der Polizei oder dem Strafrichter „brennen". Ein „Brandbrief" ist also derjenige, in welchem ein Verbrecher von dem anderen einen Beuteantheil heischt, obgleich er einen solchen gar nicht zu fordern hat. A. O. Kl.

Friedrich der Große und die Erben des Prokonsuls Lietzmann. — Friedrich der Große residirte als Kronprinz in Rheinsberg. Sein königlicher Vater, sparsam und genau wie er war, hielt ihn äußerst knapp, und dem Erben der Krone Preußen fehlten wiederholt die Mittel, um die Kosten seiner Haushaltung bestreiten zu können. In seiner finanziellen Ver-

legenheit ließ er am 8. Juni 1738 durch einen Vertrauten von dem Prokonsul Lietzmann in Neu-Ruppin tausend Thaler leihweise aufnehmen. Von diesem Darlehen wurden im November 472 Thaler zurückbezahlt.

Bald darauf bestieg Friedrich den Thron und sah sich sofort gezwungen, das Schwert zu ziehen. Unter den Sorgen der Regierung und der Anstrengung des Krieges vergaß der König, den Rest der erwähnten Schuld zu tilgen. Der Pronkonsul Lietzmann, welcher im Jahre 1752 starb, wagte es nicht, seinen königlichen Schuldner zu mahnen. Auch die Erben schwiegen anfangs, als aber später arge pekuniäre Bedrängniß eintrat, da sahen sie sich gezwungen, den König an die alte Schuld zu erinnern. Auf das unter dem 10. Juni 1782 eingereichte Bittgesuch, welchem die Schuldverschreibung beigeschlossen war, entgegnete der König bereits nach vier Tagen, wie folgt:

„So ganz glar justificiret das Eurer Vorstellung vom 10. beigefügte und hierbei zurückgesandte Document den Rest der Schuldforderung Eures Erblassers, des gewesenen Proconsuls Lietzmann in Neu-Ruppin, eben nicht, und er hätte solchen billig vor 44 Jahren zurückfordern sollen. Indessen, wenn Ihr dessen Richtigkeit auf eine gesetzmäßige Art mir näher darthun werdet, so bin ich gern bereit, diese Schuldsache noch abzumachen als Euer und Eurer Miterben gnädigster König Friedrich."

Die Erben ließen jetzt durch einen Juristen ihre Ansprüche gesetzlich begründen, und reichten am 3. August eine neue Eingabe ein; in dieser war besonders darauf hingewiesen, daß eine Tilgung der Schuld nach den Landesgesetzen durch vorzulegende Quittung zu dokumentiren sei. Nach sechs Tagen erhielten die Erben folgendes Kabinetschreiben:

„Seine Königliche Majestät von Preußen, unser Allergnädigster Herr, sind mit der von den Kindern und Erben des Prokonsuls Lietzmann in Neu-Ruppin eingereichten näheren Bescheinigung

Ihres Schuldrestes von 527 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. zufrieden und werden Ihnen solche nach der Retour aus Schlesien nebst fälligen Zinsen von 1738 an mit 1682 Thlr. 17 Gr. 7 Pf. gegen Quittung auszahlen lassen."

Als die Zahlung trotzdem ausblieb, wandten sich die Erben nochmals an den König. Am 19. September empfingen sie das Antwortschreiben Friedrich's:

„Es ist wohl Eure und Eurer Miterben eigene Schuld, daß der Rest Eurer Forderung aus Eures Erblassers Verlassenschaft nicht schon längst bezahlt worden ist. Hätte ich nicht so starke Ausgaben machen müssen, so würde ich den Euch gesetzten Zahlungsterminum nach meiner Retour aus Schlesien eingehalten und befriedigt haben. Auf die Zahlung könnt Ihr aber mit der größten Zuversicht rechnen. Sie erfolgt gewiß, und ich fordere Euch und Eure Miterben noch zu einiger Geduld auf als Euer gnädiger König Friedrich."

Ungefähr einen Monat später empfingen die Erben ihr Geld auch wirklich. E. K.

Eine wohlthätige Eigenschaft des Wassers. — Alle Körper ziehen sich bei fortschreitender Erkaltung zusammen, d. h. sie nehmen einen kleineren Raum ein als zuvor. Man sehe nur, wie der Schmied eilt, wenn er einen glühenden Reifen um ein Rad legen will, denn er weiß, daß der abgekühlte Reif enger wird und nicht mehr um das Rad paßt. Aehnliche Erscheinungen können wir im Alltagsleben in Menge beobachten, auch bei dem Thermometer, denn beim Sinken der Temperatur zieht sich das Quecksilber in demselben zusammen, und die Quecksilbersäule stellt sich deshalb niedriger.

Von diesem Naturgesetz macht das Wasser eine wohlthätige Ausnahme. Bei fortschreitender Abkühlung zieht es sich zusammen; nehmen wir als Beispiel an, von 10 Grad Wärme auf 8 Grad. Was geschieht nun? Das obere, von 10 auf

8 Grad abgekühlte Wasser hat sich zusammengezogen und ist schwerer geworden, deshalb sinkt es zu Boden, und das wärmere, deshalb leichtere Wasser steigt an die Oberfläche. Nun kühlt sich dieses ab, sinkt zu Boden, um wieder wärmeres, leichteres Wasser nach oben zu lassen. Würde die Abkühlung nun in dieser Weise fortgehen, so würde bald alles Wasser auf Null Grad abgekühlt sein, und das Gefrieren würde beginnen. Dies würde zunächst an der Oberfläche geschehen. Wenn nun aber eine abermalige Zusammenziehung einträte, oder anders ausgedrückt, wenn das Eis schwerer wäre wie das Wasser, so würde nun das Eis zu Boden sinken, und bald würde die ganze Wassermasse durch die Winterluft in Eis verwandelt sein. Wasserpflanzen und Wasserthiere könnte es nicht mehr geben; der Frühling fände eine Eismasse vor, die er nicht zu schmelzen vermöchte, und es träte eine Erniedrigung der Temperatur ein, welche eine ewige Eiszeit brächte.

Daß es nun nicht so ist, liegt an einer wohlthätigen Eigenschaft des Wassers, vermöge deren es sich nur auf 4 Grad Wärme zusammenzieht. Wird es weiter abgekühlt, so dehnt es sich, dem allgemeinen Naturgesetz entgegen, wieder aus, es wird also leichter. Die Folge davon ist, daß das 4 Grad warme Wasser das dichteste und schwerste ist, und bei weiterer oberflächlicher Abkühlung nicht mehr untersinkt, denn das 3, 2 und 1 Grad warme Wasser wird ja stets leichter und schwimmt also obenauf. Und so kommt es endlich dazu, daß die oberste Wasserschicht auf den Gefrierpunkt, d. h. auf 0 Grad abgekühlt ist, während sich am Grunde immer noch das schwerste, 4 Grad warme Wasser befindet. Jetzt kommt es an der Oberfläche zum Gefrieren. Merkwürdiger Weise dehnt sich das zu Eis erstarrende Wasser ganz bedeutend aus, nämlich um 10 Prozent. Daher kommt die Erscheinung, daß das auf diese Weise leichter gewordene Eis auf dem Wasser schwimmt. Die oberflächliche Eiskruste bildet,

wie die Schneedecke der Erde, einen schlechten Wärmeleiter, d. h. sie läßt die unten befindliche Wärme nicht nach oben entweichen. Wohl verdickt sich diese Eiskruste bei andauernder, strenger Kälte, aber zum Gefrieren bis auf den Grund kommt es nicht; dies könnte nur bei ganz seichtem Wasser geschehen. Ohne diese wohlthätige Eigenschaft des Wassers würde, wie gesagt, alles Leben in ihm ersterben müssen. C. T.

Zur Geschichte des „Kölnischen Wassers". — Der Erfinder des Kölnischen Wassers ist bekanntlich der italienische Händler Giovanni Maria Farina, der sich im Jahre 1709 in Deutschland niederließ. Wie so viele Produkte, die heute auf dem Weltmarkte eine große Rolle spielen, so nahm auch die Bereitung des Kölnischen Wassers einen sehr bescheidenen Anfang. Fünfundzwanzig Jahre alt, verließ der genannte Kleinhändler sein Vaterstädtchen Domo d'Ossola, um sein Glück am Rhein zu versuchen. Er hausirte mit Toilettegegenständen, Seife, Parfümerien, die er aus seiner Heimath bezog. In Köln ließ er sich nieder, am Jülichplatze befand sich sein bescheidenes Geschäftslokal, in dem er auch ein Parfüm fabrizirte, dessen Bereitung des Italieners alleiniges Geheimniß war. Er gab diesem Parfüm den Namen der Stadt Köln, die ihm eine zweite Heimath werden sollte.

Lange Jahre drang der Ruf des Kölnischen Wassers kaum über die rheinische Provinz hinaus; erst der siebenjährige Krieg und der Durchzug der französischen Heere brachte ihm den Weltruf. Durch die Offiziere des Richelieu und Soubise fand es Eingang in die Salons von Versailles, und damit waren ihm die Wege in die Welt erschlossen und das Kölnische Wasser ward zur Weltmode. Sein Erfinder starb im Jahre 1766, nachdem er den Triumph seiner Erfindung erlebt hatte, und er hinterließ sein Geheimniß seinem Neffen als ein unschätzbares Erbe. Dieser leitete die Fabrik am Jülichplatze bis zum Jahre 1792 und hinterließ sie dann seinen drei Söhnen: Johann Baptist, Johann

Maria und Karl Anton. Der gegenwärtige Chef der Firma Johann Maria Farina ist der Enkel von Karl Anton, und sein Theilhaber ist Johann Maria Hermann, welcher die Enkelin von Johann Baptist geheirathet hat. Nie ist ein Staatsgeheimniß sorglicher gehütet worden, als das Geheimniß der Fabrikation des Kölnischen Wassers, denn seit 1709 sind nur zehn Personen in dieses Geheimniß eingeweiht worden. Das erste, vom Erfinder selbst geschriebene Rezept, wird in der Fabrik in einem besonderen Raum, in einem Krystallbecher, der von einer dreifach verschlossenen Truhe umschlossen ist, aufbewahrt. In dem Zimmer, welches dem Erfinder als Laboratorium diente, sieht man noch die Maschine, in welcher die Oele mit Hilfe einer Kurbel gemischt wurden, und deren Mechanismus einer Buttermaschine ähnlich sieht. In demselben Raume befindet sich auch eine Truhe aus geschnitztem Holz, mit Hähnen versehen, die ehedem zur Füllung der Flaschen diente, und in ihren kleinen Dimensionen an den bescheidenen Anfang der Firma erinnert. Die Keller der Fabrik bestehen aus kleineren Abtheilungen, die alle durch dicke Mauern von einander getrennt sind; jede Zelle ist in sich abgeschlossen und man gelangt auf dem Hauptwege zu ihr. Durch diese Einrichtung bleibt bei Ausbruch eines Feuers dieses auf den Kellerraum, in dem es entstand, beschränkt. In mächtigen Fässern lagert hier das Kölnische Wasser. Die Tonnen sind aus Libanon-Cedern verfertigt, deren Holz nicht allein ungemein widerstandsfähig ist, sondern auch keinen Geruch auf die Flüssigkeit überträgt. Die Cedern werden nach Marseille verschifft, dort zu Fässern verarbeitet und mit französischem Weingeist gefüllt; so treten sie dann ihre Reise nach Köln an. Der Alkohol wird aus Trauben, die in der Nähe von Narbonne wachsen, gewonnen; dort befindet sich auch eine Filiale der Firma Farina.

Die Keller der Fabrik am Jülichplatze bedürfen einer unausgesetzten Ueberwachung, da öfters Fässer bersten. Die Verwand-

lung des Alkohol in Kölnisches Wasser vollzieht sich in der folgenden einfachen Weise: man füllt die Fässer bis zur Hälfte mit Alkohol, gießt dann die Oelessenz hinzu und füllt sie nun ganz mit Alkohol. Nach vierzehntägiger Lagerung hat sich die Mischung vollends vollzogen und dieselbe kann jetzt abgelassen werden. Der Bodensatz des Fasses bildet eine grünliche Hefe, die als vorzügliches Mittel gegen Rheumatismus empfohlen wird. Die geheimnißvollen Oelessenzen werden in kleinen runden Gefäßen von verzinntem Blech aufbewahrt, deren jedes eine Holzumhüllung hat. Durch langes Lagern soll das Kölnische Wasser an Güte gewinnen; in den Kellern am Jülichplatze werden Flaschen aus dem Jahre 1750 aufbewahrt; gewöhnlich erfolgt die Versendung nach einer sechsmonatlichen Lagerung. C. T.

Deutsch-amerikanische Pastoren. — Unter den deutschen Pastoren Amerika's hat es viele tüchtige Männer gegeben, von denen Manche ihren Beitrag zum Humor lieferten, dabei aber das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Der Pfarrer Peter Nikolaus Sommer wirkte lange Jahre im Schoharierthale. Häufig predigte und taufte er im Walde. Als er einst auf einer Amtsreise von seinem scheuenden Pferde abgeworfen wurde, heftete er, ehe er weiter ging, ein Blatt Papier mit der Nachricht davon an einen Baum, damit seine Gemeindemitglieder sofort beruhigt würden, wenn sie das herrenlose Pferd zurückkommen sähen und, ein Unglück fürchtend, ihn suchen gingen. Was er vorausgesehen, traf auch ein. Kaum war das Pferd zu Hause angelangt, als sich verschiedene Bewohner aufmachten, ihren Pastor zu suchen, den sie von Indianern ermordet glaubten. Mitten im Walde fanden sie die Stelle, wo er abgeworfen war, und gleich daneben die Aufklärung über sein Verbleiben. Als Sommer 1781 in Neu-Durlach predigte, fand im Ort ein heftiges Gefecht statt. „Laßt euch nicht irren," so beschwichtigte der Pfarrer die durch Kugeln, welche in nächster Nähe einschlugen, unruhig gewordenen

Zuhörer, „die Sache, für die eure Freunde draußen kämpfen, ist eine gute und gerechte, man wird euch nichts anhaben.“ Die Gemeinde hielt wirklich bis zum Amen des tapferen Pastors aus. —

Pastor Quitman, der Vater des bekannten Generals und Gouverneurs, war ein starker, entschlossener, streng auf seine Würde haltender Geistlicher. Als ihm einst auf dem Wege zu einer benachbarten Gemeinde ein Amerikaner nicht ausweichen wollte, eilte er — es war im Winter — aus seinem Schlitten auf den Mann zu, hob ihn am Kragen in die Höhe und prügelte ihn auf offener Landstraße erbärmlich durch, damit er für die Zukunft bessere Lebensart und den Pfarrer ehren lerne. —

Der Pastor Peter Mühlenberg war persönlich mit Washington bekannt und hatte im Beginne des Unabhängigkeits- oder Revolutionskrieges als Pastor der deutschen Gemeinde zu Woodstock im Staate New-York das Kommando des achten Regiments erhalten. Die Nachricht, daß er in der Mitte des Januar 1776 seine letzte Predigt halten werde, hatte eine ungewöhnliche Menge Zuhörer herbeigelockt; nicht allein die Kirche, sondern auch der Friedhof, von dem sie umgeben war, füllte sich mit Menschen an. In eindringlicher Weise wies der Redner auf die Pflichten hin, welche das Vaterland und die gute Sache Allen auferlege, und schloß mit den klangvoll und kräftig gesprochenen Worten, es gebe eine Zeit zum Predigen und zum Beten, aber auch eine Zeit zum Kämpfen, und diese letztere sei nun gekommen. Dann sprach er den Segen. Seine Laufbahn als Prediger war abgeschlossen. Es folgte darauf eine Scene, die wohl einzig in ihrer Art dasteht. Er warf den Chorrock, der ihn einhüllte, ab, und stand im vollen Schmuck des Kriegers da. Nun stieg er von der Kanzel herab und ließ die Trommeln rühren. Da loderte die Begeisterung in hellen Flammen auf. Viele seiner Zuhörer ließen sich in sein Regiment aufnehmen, Greise brachten ihm ihre Söhne, Frauen ihre Männer als Mitkämpfer. Nahezu

dreihundert Mann aus dem Dorfe und der Umgebung stellten sich an jenem Tage unter Mühlenberg's Fahne. Zwei andere deutsche Prediger, Peter Helfenstein und Abraham Baumann, dienten unter ihm als Major und Oberstlieutenant. Der Prediger Mühlenberg ward einer der hervorragendsten Generäle der Amerikaner im sogenannten „Freiheitskampf".

Auch im großen amerikanischen Bürgerkrieg (1861—1865) gab es einen hervorragenden General, der sonst das Gewand eines Geistlichen trug. Es war der General Polk, früher Bischof der protestantischen Episkopalkirche Louisiana's, der für die Sache des Südens in einer blutigen Schlacht das Leben ließ. E. O. H.

Die Berliner Küche von ehemals. — Im Jahre 1507 hat der gelehrte Arzt Ludovicus de Aula, der in Frankfurt a. M. wohnte, im Hinblick auf die damals in Deutschland herrschende und Tausende von Menschen hinwürgende Pest ein Kochbuch verfaßt, das auch in Berlin stark verbreitet war. Im Mittelalter haben sich eben auch die „gelahrten Herren" eingehend mit der Küche beschäftigt. Das ergötzliche und lehrreiche Kochbuch führt den langen Titel: „Das gesunde Leibes-Regiment, von Eigenschaft, Nutz und Schädlichkeit u. s. w., so zu menschlicher Speise und Trank von Nöten seynd." Es gibt zunächst für die Einnahme von Mahlzeiten einige humorvoll-sittliche Regeln, welche die gesellschaftlichen Gewohnheiten jener Zeit nicht eben in günstige Beleuchtung bringen und von denen einige zur Bearbeitung für den Struwelpeter recht geeignet erscheinen. So heißt es u. A.: „Schlürfe die Suppe nicht wie ein Schwein, blase die Kost nicht, daß sie allenthalben herumspritzt. Schnaub nicht beim Essen wie ein Igel und trinke nicht, weilend Du die Speis im Mund hast. So Du getrunken, säubre die Lippen nicht mit der Hand, kraze die Haare nicht und fege während des Essens nicht an der Nase. Du sollst auch nicht zugleich essen und reden, denn das ist bäurisch. Mache keine Schütte aus Knochenresten, Brodkrumen um

den Teller herum wie ein Schanzgräber" u. s. w. Nachdem der gelehrte Koch über die Küche im deutschen Reiche Revue gehalten, erzählt er, daß man in Berlin Rosensuppe mit Vorliebe esse. Sie wird aus breiten Blättern der Rose, Milch, Eierdotter und Vanillezucker bereitet. Eine andere Lieblingsspeise in Berlin war nach de Aula „die Hühnerbrust, in Zucker und Rosenwasser gedämpft." Als Salat aß man damals Weinranke, Kornblumen und vor Allem Boreth, Gurkenkraut. „Es vertreibt die Melancholie und stärkt die Glieder." Als sicherste Schutzmittel gegen Epidemien empfiehlt unser Arzt Zwiebelsalat; Zwiebelscheiben werden gebraten und in Wein, Baumöl, Zucker und Korinthen, so lange wie Eier, gekocht. Zum Schluß mahnt de Aula: „Messigkeit ist die beste Artzeney im essen und trinken, dadurch wir die Pest vertreiben und lang mögen leben." H. Th.

Der verzollte Pharao. — Der berühmte Egyptologe Maspero brachte einst eine werthvolle Mumie nach Frankreich für die Sammlungen des Staats, und hoffte in Anbetracht des wissenschaftlichen Zweckes von Zollplackereien verschont zu bleiben. Aber der Zollbeamte, mit dem er zu thun hatte, dachte anders darüber. Als er den Kasten öffnete, fragte er: „Was ist denn das?"

Maspero erläuterte, das sei ein Pharao der sechsten Dynastie.

„Ein Pharao?" sagte der verblüffte Beamte. „Ich weiß wirklich nicht, welcher Zoll auf Pharaonen liegt." — Er durchblätterte seinen Tarif von vorn nach hinten, aber nirgends war eine solche Tarifposition zu finden. „Dieser Einfuhrartikel," sagte er schließlich zu Maspero, „ist im Tarif nicht vorgesehen. Ich werde daher nach der in solchen Fällen üblichen Regel verfahren und den Pharao wie den höchst besteuerten Artikel der Gattung, die ihm am nächsten zu kommen scheint, einschätzen — und das sind getrocknete Fische."

Der Gelehrte fügte sich schweigend und verzollte seinen Pharao als getrockneten Fisch. Mn.